

CHRONIK '83 AKADEMIE DER DIÖZESE
ROTTENBURG-STUTTGART

CHRONIK '83

 **AKADEMIE DER DIÖZESE
ROTTENBURG-STUTTGART**

Die »Chronik '83« wird herausgegeben von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart,
Im Schellenkönig 61, 7000 Stuttgart 1, Telefon 07 11/24 74 61.

Verantwortlich für den Inhalt: Heinz Tiefenbacher, Akademiedirektor.

Tagungshaus in Stuttgart-Hohenheim: Paracelsusstraße 91, 7000 Stuttgart 70 (Hohenheim),
Telefon 07 11/45 31 93.

Tagungshaus in Weingarten: Kirchplatz 7, 7987 Weingarten, Telefon 07 51/4 27 80.

Bankverbindungen:

Landesgirokasse Stuttgart 2 045 692 (BLZ 600 501 01)

Schwäbische Bank Stuttgart 1300 (BLZ 600 201 00)

Postscheckamt Stuttgart 13 447 - 707 (BLZ 600 100 70)

Für eine finanzielle Unterstützung unserer Arbeit bedanken wir uns. Spendenbescheinigungen zur Vorlage beim Finanzamt senden wir Ihnen auf Wunsch gerne zu.

Schutzgebühr für die »Chronik '83«: 10,- DM.

Die Chronik einer Akademie ist noch kein Spiegel der Wirklichkeit im ganzen, aber sie ist ganz sicher auch kein Blendwerk. Für Behörden, Geld- und Zuschußgeber, für das Kultusministerium des Landes Baden-Württemberg und für den Diözesanrat, die diözesanen Stellen, Institutionen und Verbände wie für das Bischöfliche Ordinariat ist sie sowohl geforderter Leistungsnachweis als auch informative Dokumentation.

Besonders die Teilnehmer und Interessenten an den Veranstaltungen und Programmen unserer Akademie werden dankbar sein für die Erinnerungshilfe, für Zitate aus Referaten, Predigten, Diskussionen und Gesprächen. Begegnungen untereinander werden wieder lebendig, Begegnungen mit den Gesprächspartnern aus Politik, Wirtschaft und Verwaltung, Universität, Schule und Kirche, Dritter Welt, Zweiter Welt und Erster Welt. Die Chronik vermittelt noch einmal Informationen über Namen und Gestalten, über Fakten, über Thesen und Themen.

Das Gespräch zu institutionalisieren und vor allem zu kultivieren, Bildung, Besinnung und Begegnung zu ermöglichen und zu vertiefen, Glauben zu gründen, Wissen und Gewissen zu schärfen, Freiheit zu wagen und zu verantworten, das ist auch im dreiunddreißigsten Jahr unserer Diözesanakademie immer noch ein risikoreiches und spannungsvolles Unternehmen, fraglos ein lohnender und sinnvoller Auftrag.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Dr. Georg Moser', with a small cross symbol to the left of the first letter.

(Dr. Georg Moser)
Bischof

Zahlen zur »Chronik '83«

	Stuttgart-Hohenheim		Weingarten		auswärtige Veranstaltungen		insgesamt	
	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer
Offene Tagungen	31	2883	23	1381	3	285	57	4 549
Fachtagungen, Tagungen für Zielgruppen	25	1120	18	846	14	438	57	2 404
Sozialpädagogische Kurse für junge Untersuchungsgefangene					18	270	18	270
Gastveranstaltungen	63	2953	66	1994			129	4 947
Zwischensumme	119	6956	107	4221	35	993	261	12 170
Tagungen mit der Evangelischen Akademie Bad Boll					2	76	2	76
Summe Tagungen	119	6956	107	4221	37	1069	263	12 246
Abendveranstaltungen, einschließlich Eröffnungen von Kunstausstellungen	14	1052	1	92			15	1 144
Summe Veranstaltungen	133	8008	108	4313	37	1069	278	13 390

Die Mitarbeiter der Akademie

Leitung der Akademie: Heinz Tiefenbacher, Akademiedirektor; Elisabeth Plünnecke, stellvertr. Direktorin

Geschäftsführer: Erhard Krautwald

Akademiereferenten: Klaus Barwig, Dieter R. Bauer, Paul Dingwerth, Dr. Michael Kessler (seit 1. 10. 1983), Franz Josef Klehr, Pater Felix Löwenstein S. J., Pfarrer Wolfgang Müller-Welser, Rainer Öhlschläger, Dr. Hermann-Josef Schmitz

Hauswirtschaftsleitung Stuttgart-Hohenheim: Anni Weiß, HWL, Ursula Mergenthaler, HWL

Hauswirtschaftsleitung Außenstelle Weingarten: Ingeborg Failer, Dorothea Klenk

Sekretariat Stuttgart: Gertrud Bayer, Elfriede Gründler, Gudrun Hofmann, Käthe Horn, Irmgard Kaufmann, Elisabeth Kreimer, Magdalena Manz, Martina Merz, Eva-Maria Merzenich, Claudia Nicklaß, Anneliese Rathgeber, Edeltraud Rothweiler, Mechthild Walter

Sekretariat Weingarten: Maria Moßler (bis 31. 8. 1983)

57 Offene Tagungen mit 4549 Teilnehmern

Hohenheim, 19. Januar

127 Teilnehmer

Weingarten, 26. Januar

53 Teilnehmer

Wiedergelesen:

Werner Bergengruen

Referenten:

Dr. N. Luise Hackelsberger-Bergengruen,

Neustadt/Weinstraße

Prälat Bernhard Hanssler, Stuttgart

Hohenheim, 29./30. Januar

87 Teilnehmer

Macht der Verführung

Sprache und Ideologie des Nationalsozialismus

siehe Seite 43f.

Hohenheim, 5. Februar

179 Teilnehmer

Psychiatriereform trotz Sparpolitik?

Referenten und Gesprächspartner:

Wolfgang Daffinger MdL, SPD, Stuttgart

Dr. Erich Dahlinger, Landeswohlfahrtsverband

Baden-Württemberg, Stuttgart

Holger Heimann MdL, Grüne, Stuttgart

Dr. Hans Jacobi, Arzt, Sinsheim

Hermann Mühlbeyer MdL, CDU, Stuttgart

Helga Schmidt-Nieraese, DGSP-Bundesvorstand,

Heidelberg

Regierungsdirektor Franz-Hellmut Schürholz,

Ministerium für Arbeit, Gesundheit und

Sozialordnung Baden-Württemberg, Stuttgart

Dr. Inge Schöck, Bundesverband Psychosozialer

Hilfsvereinigungen, Stuttgart

Prof. Dr. Siedow, PLK Reichenau, Heidelberg

Dr. Christa Widmaier, DGSP-Landesvorstand,

Stuttgart

Arnd Schwendy, Stiftung Rehabilitation, Heidelberg

Hohenheim, 17. Februar

Weingarten, 24. Februar

Phantastische Realität

Welt in Kinder- und Jugendbüchern

siehe Seite 66

Hohenheim, 19. Februar

Martin Luther

Fragen an uns – Fragen an ihn

siehe Seite 18 ff.

Hohenheim, 26./27. Februar

Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret

Der weltliche Christ Matthias Claudius

siehe Seite 60 ff.

Weingarten, 26./27. Februar

42 Teilnehmer

»Schrei, Wahrheit, schrei . . .«

Christliches Zeugnis im Widerstand 1933–1945

siehe Seite 42 f.

STUDIO Landesglocke Stuttgart und Domkirche

St. Eberhard, Stuttgart

4./5. März

Religion in Musik

Zur anthropologisch-theologischen Deutung der

Musik

siehe Seite 29 ff.

Hohenheim, 5. März

181 Teilnehmer

Geht die Arbeit aus?

Industriegesellschaft in der Krise

siehe Seite 71

Hohenheim, 12./13. März

Die Kirche in der Tschechoslowakei heute

Tagung in Zusammenarbeit mit der Ackermann-

Gemeinde

siehe Seite 46 f.

Weingarten, 12./13. März

24 Teilnehmer

Der andere Brecht

Versuch einer theologischen Interpretation seiner

Lyrik

Referenten:

Dr. Helmuth Kiesel, Tübingen

Dr. Karl-Joseph Kuschel, Tübingen

Hohenheim, 19./20. März
Weingarten, 8./9. Oktober
Wiederkehr der Romantik?
Zur Standortbestimmung der Gegenwart in Politik,
Kunst und Religion
siehe Seite 55 ff.

Hohenheim, 26./27. März
74 Teilnehmer
Südafrika
Menschenrechte und Kirche
Gesprächspartner:
Domkapitular Hubert Bour, Rottenburg
Reiner Rinker, Studioleiter SWF, Landesstudio
Tübingen
Sr. Radegundis Wespel, Generaloberin, Kloster
Sießen
Walter Sucher, Journalist, Johannesburg
Referenten:
Prälat Norbert Herkenrath, Aachen,
Hauptgeschäftsführer von Misereor
Dr. Reinhard Hermlle, Frankfurt, Deutsches Institut
für internationale pädagogische Forschung
Marly Solthek, Köln
Julia Sucher-Bürger, Johannesburg

Weingarten, 30. März bis 3. April (Karwoche)
80 Teilnehmer
Der Gott Jesu Christi
Referenten:
Prof. Dr. Walter Kasper, Tübingen
Abt Dr. Lukas Weichenrieder OSB, Abtei Weingarten

Hohenheim, 16./17. April
20 Jahre nach Konzilsbeginn
Rückblick und Rechenschaft
siehe Seite 25

Weingarten, 16./17. April
Wort des Gewissens – Tat der Freiheit
Zum Denken und Dichten Reinhold Schneiders
siehe Seite 45 f.

Weingarten, 19. April
Hohenheim, 26. Mai
Christliche Meditation heute
siehe Seite 34

Hohenheim, 21. April
Weingarten, 5. Mai
Wiedergelesen: Paul Claudel
»Der seidene Schuh«
siehe Seite 63 f.

Abtei Neresheim, 23./24. April
101 Teilnehmer
Bedrohung und Bewahrung der Natur
Vom humanen Umgang mit der Schöpfung
Gemeinsame Veranstaltung mit der Abtei Neresheim
und der Akademie der Diözese Augsburg
Referenten:
Prälat Bernhard Hanssler, Akademieseelsorger,
Stuttgart
Professor Dr. Jörg Splett, Frankfurt

Hohenheim, 7./8. Mai
1683: »Türken vor Wien«
1983: »Türken in Kreuzberg«
Historische Ereignisse und aktuelle Ressentiments
siehe Seite 79 ff.

Weingarten, 7./8. Mai
52 Teilnehmer
**Wie sicher sind die Arbeitsplätze in
Oberschwaben?**
Versuch einer Prognose
siehe Seite 73

Hohenheim, 11./12. Juni
Das verweigerte Leben
Umgang mit Suizidgefährdeten
siehe Seite 95 f.

Weingarten, 11./12. Juni
Der Fall Galilei
Zum Verhältnis
Naturwissenschaft – Theologie
siehe Seite 51 ff.

Hohenheim, 18./19. Juni
Feministische Theologie
Tagung mit dem Verband der Religionslehrer in der
Diözese Rottenburg-Stuttgart e. V.
siehe Seite 35 ff.

Hohenheim, 21. Juni

23 Teilnehmer

Weingarten, 23. Juni

16 Teilnehmer

Lektion Kirchengeschichte (III)

Tagungsleitung und Referentin:

Elisabet Plünnecke

Hohenheim, 25./26. Juni

41 Teilnehmer

Miterziehende Medien

Zielkonflikte in der Familie

Referenten:

P. Dr. Rüdiger Funiok SJ, München

Dr. Jan-Uwe Rogge, Tübingen

Dr. Alois Huter, Salzburg

Weingarten, 8. Juli

62 Teilnehmer

Hohenheim, 14. September

56 Teilnehmer

»Gerechtigkeit und Frieden«

Das Hirtenwort der deutschen Bischöfe

Lektüre – Interpretation – Vergleich – Hintergründe

Studententag

Tagungsleitung und Referent:

Rainer Öhlschläger

Weingarten, 14. September

Hohenheim, 15. September

Wiedergelesen:

Thomas Manns Josephsroman

siehe Seite 65

Weingarten, 17./18. September

Gegenwartsbrauchtum in Oberschwaben

Ein Überblick und neue Ansätze für eine

Bestandsaufnahme

siehe Seite 67 f.

Abtei Neresheim, 1./2. Oktober

Romano Guardini

Gedeutetes Dasein

Gemeinsame Veranstaltung mit der Abtei Neresheim

und der Akademie der Diözese Augsburg

siehe Seite 26 ff.

Weingarten, 5. Oktober

33 Teilnehmer

Hohenheim, 6. Oktober

54 Teilnehmer

Singen als Erfahrung

Referentin:

Kirchenmusikdirektorin Käthe Hyprath, Hagen

Hohenheim, 14./15. Oktober

30 Teilnehmer

Der phantastische Film

Bildsprache und Ideenstruktur

Referenten:

Pfarrer Michael Graff, Marbach/Neckar

Dr. Reinhold Jacobi, Bonn

Prof. Dr. Franz Knapp, Ludwigshafen

Hohenheim, 17. Oktober

Weingarten, 18. Oktober

St. Joseph's Hospice London

Sterbebeistand als Konzept

siehe Seite 93 f.

Weingarten, 21.–23. Oktober

Ehe war und wird anders

siehe Seite 37 ff.

Hohenheim, 28./29. Oktober

Soziale Dienste:

Kosten sparen und mehr tun?

siehe Seite 85

Weingarten, 5. November

Bleibt das Dorf in der Kirche?

Wandel des kirchlich-religiösen Lebens im ländlichen

Raum – Studententag

Referenten:

Anton Dettling, Kath. Landvolk, Stuttgart

Dr. Hermann-Josef Heinz, Limburg

Weingarten, 8. November

19 Teilnehmer

Hohenheim, 10. November

78 Teilnehmer

Belletristik 1983

Roman, Erzählung, Lyrik

Tagungsleitung und Referentin:

Elisabet Plünnecke

Hohenheim, 14.–16. November

Technischer Wandel und Humanität

Pastoraltagung 1983

»Berufs- und Arbeitswelt«

siehe Seite 75 ff.

Hohenheim, 19./20. November

Emanzipation des Mannes

Zum Wandel eines Rollenbildes

siehe Seite 39 ff.

Hohenheim, 26./27. November

Auf der Grenze

Zum Werk des Philosophen Karl Jaspers

siehe Seite 49 f.

Weingarten, 26./27. November

67 Teilnehmer

Raphael

Zur Kunst und Theologie der Renaissance

Referenten:

Privatdozentin Dr. Hanna-Barbara Gerl, München
und Burg Rothenfels

Dr. Ehrenfried Kluckert, Reusten/Ammerbuch

Weingarten, 2. Dezember

Der Traum von der Freiheit

Polen heute und morgen

siehe Seite 48

Hohenheim, 3./4. Dezember

Religion und Gefühl in Dichtung dieser Zeit

Überblicke, Analyse, Beispiele

siehe Seite 58 f.

Hohenheim, 10./11. Dezember

116 Teilnehmer

Geistes-Gegenwart

Der Heilige Geist im Leben der Kirche

Referent:

Dozent Pater Dr. Norbert Baumert S. J., Frankfurt

Hohenheim, 27./28. Dezember

160 Teilnehmer

»Wo ist dein Bruder?«

Nächstenliebe – Feindesliebe in der Bibel

Referenten:

Akad. Rat Dr. Meinrad Limbeck, Tübingen

Rabbiner Henry G. Brandt, Zürich

Gesprächspartner:

Heinz M. Bleicher, Vorstand CJZ, Stuttgart

Dipl.-Theol. Anneliese Hecht, Kath. Bibelwerk

Stuttgart

Fritz Majer-Leonhard, Gerlingen

Weingarten, 28.–30. Dezember

70 Teilnehmer

Die Kindheitsevangelien als Frohbotschaft

In Zusammenarbeit mit dem Kath. Bibelwerk

Stuttgart

Referent:

Pater Dr. Josef Heer, MCCJ, Stuttgart,

57 Fachtagungen und Tagungen für Zielgruppen mit 2404 Teilnehmern

Hohenheim, 5.–8. Januar

77 Teilnehmer

Christliche Gemeinde – Lebensraum für alle

Tagung für Katechet(inn)en und Gemeindeferent(inn)en

Referenten:

Josef Birk, Jugendreferent, Wernau (Junge Gemeinde)

P. Hans Buob SAC, Stuttgart (Charismatische Gemeinde)

Dozent Gotthard Fuchs, Bamberg

Prof. Dr. Gerhard Lohfink, Tübingen

Sr. Dagmar Plum, Bildungsreferentin

(Missionarische Gemeinde), Ludwigsburg

Dr. Gabriele Miller, Rottenburg

München, 10.–12. Januar

11 Teilnehmer

Klausurtagung für Akademiemitarbeiter

Hohenheim, 14./15. Januar

124 Teilnehmer

Für Leben und Frieden

Tag der Katholischen Organisationen und Verbände

Tagung in Zusammenarbeit mit der

Arbeitsgemeinschaft der Katholischen

Organisationen und Verbände

Referenten:

Staatssekretär Prof. Dr. Theo Balle, Stuttgart

Dr. Klaus Dorneich, Vorsitzender der AKO, Stuttgart

Ansprache Domkapitular Msgr. Alfred Ebert,

Referent der Kath. Verbände, Rottenburg

Domkapitular Msgr. Jürgen Adam, Rottenburg

Weingarten, 28./29. Januar

19 Teilnehmer

Thema Frieden

Schwierigkeiten und Möglichkeiten der

Friedensarbeit in der Erwachsenenbildung

Werkstattgespräch für Referenten, Seminarleiter und

Mitarbeiter von Gruppen

Tagung in Zusammenarbeit mit der Arbeitsstelle für

Erwachsenenbildung und Pax Christi

Referenten:

Rainer Öhlschläger

Paul Klarmann, Diözesanvorsitzender der Pax-

Christi-Bewegung, Wangen

Dieter Myhsok M. A., Ravensburg

Thomas Risse-Kappen, Kath. Arbeitskreis

Entwicklung und Frieden, Bonn

Weingarten, 29./30. Januar

53 Teilnehmer

Lebensgeschichte – Glaubensgeschichte

Zur Glaubensvermittlung in Familie, Gemeinde und

Schule

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Deutschen

Katecheten-Verein und den Verbänden der

Religionslehrer

Referenten:

Prof. Dr. Bernhard Grom SJ, München

Oberschulrat Josef Quadflieg, Trier

Weingarten, 17./18. Februar

49 Teilnehmer

Das therapeutische Team im Krankenhaus

Tagung für Mitarbeiter im Krankenhaus

Referenten:

Dr. Friedhelm von Heymann, Ulm

Reiner Kusmann, Klinikpfarrer, Ludwigsburg

Gertrud Martin, Sozialarbeiterin, Universitätsklinik

Ulm

Dipl.-Psychologin Dr. Elke Stölting-Lütgehorst,

Bochum

Dietmar Weber OSC,

Psychiatrisches Fachkrankenhaus Essen-

Heidhausen

Jutta Zenz, Krankenschwester, Universitätsklinik

Ulm

Hohenheim, 21.–23. Februar

29 Teilnehmer

Der Lehrer

Beruf, Rolle, Ethos

III. Symposion zur Christlichen Pädagogik

siehe Seite 69 f.

Hohenheim, 24. Februar

37 Teilnehmer

Patient im Krankenhaus:

Gute Betreuung – schlechte Erholung

Tagung für Mitarbeiter im Krankenhaus

Referenten:

Prof. Dr. med. Dr. phil. Uwe Stocksmeier, Institut für

Sozialmedizin, Tutzing

Dipl.-Psychologin Lydia Raith, Institut für

Sozialmedizin, Tutzing

Hohenheim, 3./4. März

31 Teilnehmer

Ausländerarbeit in kommunaler und freier

Trägerschaft

Fachtagung

Referenten:

Domkapitular Msgr. Jürgen Adam, Rottenburg

Dr. Hartmut Markert, Oberschulamt Tübingen

Reg.-Dir. Dr. Eckart Woischnik, Leiter der

Projektgruppe Ausländerkinder, Ministerium für

Kultus und Sport, Stuttgart

Herbert Babel, Stadt Stuttgart, Abt. Ausländische

Einwohner

Hohenheim, 8. März

13 Teilnehmer

Weingarten, 24. März

17 Teilnehmer

Das Glaubensgespräch

Tagung für Altenpfleger

Referentin in Hohenheim:

Elisabet Plünnecke

Referent in Weingarten:

Pfarrer Rolf Gerlach, Ulm

Weingarten, 15.–17. März

43 Teilnehmer

Angst vor dem Tod

Ein menschliches und christliches Phänomen und

seine Bewältigung

Pastoraltagung

Referenten:

Regionaldekan Anton Bauer, Stuttgart

Prof. Dr. theol. Dr. med. Eberhard Großmann,

Freudenstadt

Pfarrer Hilmar Kneer, Ulm

Insel Reichenau, 9.–13. April

43 Teilnehmer

Wertewandel in unserer Zeit

Tagung für Mitarbeiter der Energie-Versorgung

Schwaben AG, Stuttgart

Referent:

P. Fred Ritzhaupt SJ, Ravensburg

Insel Reichenau, 18.–21. April

25 Teilnehmer

Zusammenarbeit im Betrieb

Seminar für mittlere Führungskräfte der Energie-Ver-

sorgung Schwaben AG, Stuttgart

Referenten:

Prof. Dr. Gerhard F. Rogé, Wüstenrot

Horst Heine, Stuttgart

Weingarten, 23. April

Altenhilfe – Altenpflege

Psychosoziale und ethische Aspekte

siehe Seite 89

Hohenheim, 23./24. April

Integration behinderter Menschen

Tagung mit dem Landesverband der Vereine zur

Förderung und Betreuung spastisch gelähmter und

anderer körperbehinderter Kinder in Baden-Württem-

berg e.V.

siehe Seite 92 f.

Weingarten, 28.–30. April

30 Teilnehmer

Persönliche Grundhaltung und berufliche Rolle

Tagung für Dozenten der Malerfachschiule und der Akademie der handwerklichen Berufe Stuttgart

Referenten:

Dipl.-Psych. Werner Schattschneider, Bochum

Dipl.-Päd. Heinz-Werner Lüders, Stuttgart

Weingarten, 5.–7. Mai

45 Teilnehmer

Selbstverwirklichung im Beruf?

Tagung für Studenten der Akademie für handwerkliche Berufe Stuttgart

Referenten:

Prof. Dr. Franz Knapp, Diplomspsychologe, Fachschule für Sozialwesen, Ludwigshafen

Dipl.-Päd. Heinz-Werner Lüders, Stuttgart

Weingarten, 14. Mai

Die Sorge um den ganzen Menschen

Chance der Zusammenarbeit von Arzt und Seelsorger

Tagung für Ärzte und Seelsorger

siehe Seite 91 f.

Hohenheim, 16./17. Mai

12 Teilnehmer

Jesuiten und Kirche in Vergangenheit und Gegenwart

Tagung für pensionierte Geistliche und Haushälterinnen

Tagungsleitung und Referenten:

Wolfgang Müller-Welser

P. Felix Löwenstein SJ

Hohenheim, 30. Mai bis 3. Juni

26 Teilnehmer

Die Welt, in der wir leben können

Bildungsfreizeit für Pensionierte

Referentin:

Dr. Irmgard Schmidt-Sommer, Stuttgart

Hohenheim, 6.–9. Juni

19 Teilnehmer

Sozialplanung bei Kommunen und freien Verbänden – am Beispiel des Planungsraumes Stuttgart

Orientierungswoche für Studenten der Sozialarbeit

Referenten:

Klaus Kaiser, Landeshauptstadt Stuttgart, Statistisches Amt, Stuttgart

Herbert Babel, Landeshauptstadt Stuttgart, Sozialamt, Abt. Ausl. Einwohner, Stuttgart

Reinhold Eipperle, Caritasverband, Stuttgart

Weingarten, 17.–19. Juni

37 Teilnehmer

Barock in Oberschwaben

Tagung für den Zonta-Club

Tagungsleitung und Referentin:

Elisabet Plünnecke

Weingarten, 24.–29. Juli

Aufklärung

Studententagung

In Zusammenarbeit mit dem Geschichtsverein der

Diözese Rottenburg-Stuttgart

siehe Seite 53 f.

Weingarten, 5.–9. September

20 Teilnehmer

Die Welt, in der wir leben können

Bildungsfreizeit für Pensionierte

Referentin:

Dr. Irmgard Schmidt-Sommer, Stuttgart

Weingarten, 11.–14. September

50 Teilnehmer

Arbeit – Arbeitslosigkeit

Tagung für Diakone und Vikare

Referenten:

Norbert Brücken, Betriebsseelsorge, Ravensburg

Theodor Bartel, Dir. des Arbeitsamtes Ravensburg

Alfons Burger, KAB-Diözesanpräs., Stuttgart

Karl Schädler, DGB-Kreisvorsitzender, Ravensburg

Paul Schobel, Betriebsseelsorge, Böblingen

Hohenheim, 12./13. September

45 Teilnehmer

Einheit und Vielfalt

Überlegungen zur ökumenischen Situation
Theologisches Seminar für die Region VII

Referenten:

Prof. Dr. Karl Kertelge, Münster
Domkapitular Msgr. Hubert Bour, Rottenburg
Domkapitular Msgr. Jürgen Adam, Rottenburg
Prof. Dr. Harald Wagner, Marburg

Weingarten, 13. September

62 Teilnehmer

Hohenheim, 22. September

37 Teilnehmer

Hat Leiden Sinn?

Psychologie am Krankenbett

Tagung für Krankenschwestern und Krankenpfleger

Referent:

Klinikpfarrer Hilmar Kneer, Ulm

Hohenheim, 17./18. September

37 Teilnehmer

»Der Mensch muß dem Menschen begegnen«

Mission und Gemeinde

Tagung für Katechet(inn)en und
Gemeindereferent(inn)en

Johanna Kneer, Diözesanreferentin, Rottenburg

Referenten:

Sr. Dagmar Plum (Missionsärztliche Schwestern),
Ludwigsburg
P. Markus Isenegger (Immenseer Missionare),
Luzern
Prälat Eberhard Mühlbacher, Generalvikar,
Rottenburg
Hans-Peter Hecking (Missio), Aachen

Hohenheim, 19.–21. September

Soziale Integration als Vollzugsziel

Tagung für Mitarbeiter im Strafvollzug
siehe Seite 87 f.

Hohenheim, 21. September

38 Teilnehmer

Funkkolleg Religion

**Veranstalter und Adressaten im Gespräch
Medien-Workshop**

Tagung in Zusammenarbeit mit der Fachstelle für
Medienarbeit der Diözese Rottenburg-Stuttgart und
dem Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgärt

Referenten:

Reinfried Hörl, Stellvertretender Chefredakteur
Kultur des SDR, Stuttgart
Prof. Dr. Josef Müller, Freiburg i. Br.

Weingarten, 22. September

28 Teilnehmer

Sehnsucht nach Leben

Betrachtungen zum Johannes-Evangelium

Tagung für pensionierte Geistliche und
Haushälterinnen

Referent:

Pater Prior Ambrosius Schaut OSB, Abtei
Weingarten

Bildungshaus Untermarchtal, 26./27. September

29 Teilnehmer

Der Glaube braucht Zeichen und Bilder

Theologisches Seminar für die Region IX

Referent:

Prof. Dr. Günter Lange, Duisburg

Weingarten, 3./4. Oktober

75 Teilnehmer

Tod und ewiges Leben

Theologisches Seminar für die Region X

Referent:

Prof. Dr. Norbert Scholl, Heidelberg

Bildungshaus Kloster Schöntal, 3./4. Oktober

26 Teilnehmer

Der Heilige Geist im Leben der Kirche

Theologisches Seminar für die Region V

Referent:

Pater Dr. Norbert Baumert S.J., Frankfurt

Hohenheim, 7./8. Oktober

Selbsthilfegruppen:

ihr Beitrag zur sozialen Arbeit

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Berufsverband der Sozialarbeiter, Sozialpädagogen, Heilpädagogen
siehe Seite 86 f.

Brixen/Südtirol, 8.–15. Oktober

39 Teilnehmer

Die ganze Wirklichkeit

Bildungsfreizeit für berufstätige Frauen

Referenten:

Kirchenmusikdirektorin Käthe Hyprath, Hagen

Guido Martini, München

Heinz Mörsberger, Stuttgarter Zeitung, Stuttgart

Elisabet Plünnecke, Stuttgart

Dr. Luis Rastner, Brixen

Insel Reichenau, 10.–13. Oktober

24 Teilnehmer

Menschliche Zusammenarbeit

Seminar für mittlere Führungskräfte der Energie-Versorgung Schwaben AG

Referenten:

Prof. Dr. Gerhard F. Rogé, Wüstenrot

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser, Stuttgart

Hohenheim, 12./13. Oktober

31 Teilnehmer

Ausländische und deutsche Kinder im Elementarbereich in Stuttgart

Fachtagung

Referenten:

Gabriele Faust-Exarchos, Stuttgart

Utz Lindemann, Statistisches Amt, Stuttgart

Tilo Maier, Sozialamt d. Stadt Stuttgart

Horst Nachtsheim, Stuttgart

Edmund Riegert, Fröbel-Seminar, Stuttgart

Claudia Schöning-Kalender, Forschungsprojekt der Stiftung Volkswagenwerk, Mannheim

Hans-Ulrich Simon, Jugendamt, Stuttgart

Dr. Christoph Walter, Robert-Bosch-Stiftung, Stuttgart

Weingarten, 14. Oktober

Flexiblere Arbeitszeit:

sinnvoll, notwendig, möglich?

Akademienachmittag für Verantwortliche in Wirtschaft und Verwaltung
siehe Seite 74

Insel Reichenau, 15.–19. Oktober

46 Teilnehmer

Beruf und Familie

Tagung für Mitarbeiter der Energie-Versorgung Schwaben AG, Stuttgart

Tagungsleitung und Referenten:

Prof. Dr. Franz Knapp, Ludwigshafen

Prof. Dipl.-Ing. Peter Treier, Wuppertal

Kloster Reute, 16.–18. Oktober

18 Teilnehmer

Der Heilige Geist im Leben der Kirche

Theologisches Seminar für die Region III

Referent:

Pater Dr. Norbert Baumert S.J., Frankfurt

Hohenheim, 18.–20. Oktober

Wähle das Leben – auch im Alter

Ethische Probleme alter Menschen

siehe Seite 90 f.

Hohenheim, 21.–24. Oktober

97 Teilnehmer

Theologie – wozu?

Tagung für Abiturienten

Referenten:

Josef Deppler, Spiritual, Tübingen

Pfarrer Michael Graff, Marbach

Dr. Michael Kessler, Tübingen/Stuttgart

Domkapitular Prälat Georg Kopp, Rottenburg

Thomas Leyener, Tübingen

Studienprof. Roman Susset, Stuttgart

Haus Schönenberg, Ellwangen, 24./25. Oktober

43 Teilnehmer

Zur Situation der Ökumene

Theologisches Seminar für die Region VI

Referenten:

Domkapitular Msgr. Hubert Bour, Rottenburg

Pfarrer Dr. Andreas Rössler, Stuttgart

Insel Reichenau, 2.–5. November

26 Teilnehmer

Menschliche Zusammenarbeit

Seminar für gehobene Führungskräfte der Energie-Versorgung Schwaben AG, Stuttgart

Referenten:

Prof. Dr. Franz Decker, Ravensburg

Walter Fries, Immenstaad

P. Felix Löwenstein S.J., Stuttgart

Bildungshaus Untermarchtal, 7./8. November

21 Teilnehmer

Wege zur Wissensbildung

Theologisches Seminar für die Region VIII

Referenten:

Prof. Dr. Ludwig Kerstiens, Weingarten

Dr. Gerhard Mertens, München

Weingarten, 12./13. November

44 Teilnehmer

Zweites Weingartener Meeting

Tagungsleitung und Referent:

Heinz Tiefenbacher

Hohenheim, 18./19. November

61 Teilnehmer

Die Herausforderung des Friedens:

Weiterentwicklung der kirchlichen Friedenslehre

Tagung für Mitarbeiter des Bischöflichen Ordinariats Rottenburg

Referent:

Heinz Theo Risse, Sekretariat der Deutschen

Bischofskonferenz, Bonn

Gespräche mit Vertretern aus kirchlichen

Verbänden:

Michael Fuhrmann, Männerseelsorge, Stuttgart

Erhard Gschwender, AStE, Stuttgart

Oberst Georg Heymen, Gem. kath. Sold., Stuttgart

P. Fridolin Lechner, SAC, Dekan, Militärseelsorge, Stuttgart

Rainer Öhlschläger, Pax Christi, Weingarten

Hohenheim, 21./22. November

42 Teilnehmer

Der Heilige Geist im Leben der Kirche

Theologisches Seminar für die Region I

Referenten:

Regionaldekan Prälat Anton Bauer, Stuttgart

Dozent P. Dr. Norbert Baumert S.J., Frankfurt

Prälat Bernhard Hanssler, Stuttgart

Hohenheim, 24./25. November

26 Teilnehmer

Familiäre Sozialisation und abweichendes Verhalten

Interdisziplinäres Gespräch in Zusammenarbeit mit der Kath. Sozialethischen Arbeitsstelle, Hamm, und der Arbeitsgemeinschaft für Gefährdetenhilfe und Jugendschutz, Freiburg

Begrüßung:

Heinz Tiefenbacher

Gesprächspartner:

Prof. Dr. W. Bartholomäus, Tübingen

Dr. Hans-Jörg Hemminger, Freiburg

Prof. Dr. U. Karst, München

Prof. Dr. R. Lempp, Tübingen

Dr. Dieter Rössner, Tübingen

Moderation:

Prof. Dr. R. Süßmuth, Dortmund

Hohenheim, 30. November

30 Teilnehmer

Ausländerpädagogik an den Fachschulen für Sozialpädagogik in der Region Stuttgart

Gesprächskreis Fachschulen für Sozialpädagogik

Hohenheim, 12.–16. Dezember

25 Teilnehmer

Sozialarbeit mit Deutschen und Ausländern

Orientierungswoche für Studenten der Sozialarbeit

Referenten:

Klaus Kaiser, Statistisches Amt, Stuttgart

Tilo Maier, Sozialamt, Abt. Ausländ. Einwohner, Stuttgart

Hans-Ulrich Simon, Jugendhilfeplanung, Stuttgart

Herbert Spaich, Journalist, SDR, Stuttgart

Hohenheim, 13.–16. Dezember

20 Teilnehmer

Gespräche über Leiden und Sterben

Tagung für Krankenpflegeschüler

Referenten:

Elisabeth Wunderli, Zürich

Paul Dingwerth, Stuttgart

Abendveranstaltungen

mit 1144 Teilnehmern

Hohenheim, 15. Januar

170 Teilnehmer

»Ökumene« aller Religionen – eine Kraft für den Weltfrieden?

Referent:

Pfarrer Hermann Benz, Stuttgart

Hohenheim, 5. Februar

60 Teilnehmer

Gewißheit im Glauben – Glaube trotz Ungewißheit

Referent:

Prof. Dr. Peter Hünermann, Tübingen

Hohenheim, 5. März

40 Teilnehmer

Zwischen Anwerbung, Integration und Heimkehr

siehe Seite 84

Hohenheim, 9. April

125 Teilnehmer

Luther im Blickpunkt der katholischen Kirchengeschichte

Referent:

Prof. Dr. Klaus Ganzer, Würzburg

Hohenheim, 19. April

14 Teilnehmer

Ausländerrecht

Arbeitskreis »Ausländerrecht«

Gesprächsleiter:

Klaus Barwig

Hohenheim, 18. Mai

Die Kirchen und das Dritte Reich (IX)

Pfarrer in Konfrontation mit dem Nationalsozialismus

siehe Seite 43

Hohenheim, 4. Juni

64 Teilnehmer

Jesus über sich selbst

Zur theologischen Deutung der Person Jesu nach

Joh. 6.35

Referent:

Pfarrer Rainer Ruß, Westerheim

Weingarten, 27. Juli

92 Teilnehmer

Kunst Südwestdeutschlands im Zeitalter der Aufklärung

Referent:

Prof. Dr. Klaus Schwager, Tübingen

Hohenheim, 24. September

90 Teilnehmer

Offen zum Gespräch mit allen

Erinnerung an Johannes XXIII.

Referent:

Dr. Friedrich Weigand, Stuttgart

Hohenheim, 5. November

140 Teilnehmer

Laßt euch vom Geist verwandeln

Charismen im Leben der Christen

Referent:

Prof. Dr. Otto Knoch, Passau

Hohenheim, 13. Dezember

15 Teilnehmer

Ausländerpolitik aus Berliner Sicht

Referentin:

Barbara John, Berlin

Hohenheim, 17. Dezember

30 Teilnehmer

Vielfalt der Wege und Formen

Laienarbeit in der Kirche seit 1945

Referent:

Prälat Bernhard Hanssler, Stuttgart

Kunstaussstellungen

Hohenheim, 14. April bis 19. Juni

75 Teilnehmer zur Vernissage

Harry Gee

Aquarelle

delegö (Eugen Götz-Gee)

Druckgraphik, Gouachen, Plastiken, Buchkunst

siehe Seite 102

Hohenheim, 6. Oktober bis 20. November

90 Teilnehmer zur Vernissage

Jacques Krets

Batik Impressionen Phantasien

siehe Seite 103

Hohenheim, 25. November bis 24. Februar 1984

105 Teilnehmer zur Vernissage

Nikolaus Stark

Altes und Neues

siehe Seite 104

Gastveranstaltungen

63 Gasttagungen in Hohenheim mit 2953 Teilnehmern

Veranstalter:

Robert-Bosch-Stiftung GmbH, Stuttgart

Berufsgenossenschaft für Gesundheitsdienst und
Wohlfahrtspflege, Hamburg

Ministerium für Kultus und Sport, Stuttgart

Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart

Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung, Stuttgart

Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz,
Bonn

Diözesanrat, Stuttgart

Diözesanrat, Ausschuß Arbeitswelt, Stuttgart

Bischöfliches Ordinariat, Rottenburg

Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart

Caritas-Schwesternschaft, Stuttgart

Süddeutscher Rundfunk, Stuttgart

Landesverband der Vereine zur Förderung und Betreuung
spastisch gelähmter und anderer körperbehinderter Kinder
in Baden-Württemberg e. V., Karlsruhe

Bischöfliches Ordinariat, Schulreferat, Rottenburg

Caritas-Verband für Württemberg, Stuttgart

Kath. Bibelwerk, Stuttgart

Landesstelle für Erziehung und Unterricht, Stuttgart

Diözesanstelle Ehe und Familie, Stuttgart

Diözesanstelle Berufe der Kirche, Stuttgart

Institut für Fort- und Weiterbildung, Rottenburg

Gerhardswerk e. V., Stuttgart

Fachstelle für Medienarbeit, Stuttgart

Kath. Landvolk e. V., Stuttgart

Europäische Medienkommission, Bonn

Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen, Rottenburg

Kath. Pfarramt St. Klemens, Böblingen

Bischöfliches Ordinariat, Ausländerreferat, Rottenburg

Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Bischöfliches Ordinariat, Domdekan Großmann,
Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Referat Ökumene, Rottenburg

Bundesverwaltungsamt, Köln

Arbeitsgemeinschaft der Orden, Schwäb. Gmünd

Kath. Sozialdienst e. V., Stuttgart

Gemeinde Albershausen, Kreis Göppingen

Bischöfliches Ordinariat (Konsultationstagung der ACK),
Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Domkapitular Rieger, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Personalreferat, Rottenburg

CG-Jung-Institut, Stuttgart

Gastveranstaltungen

66 Gastveranstaltungen in Weingarten mit 1994 Teilnehmern

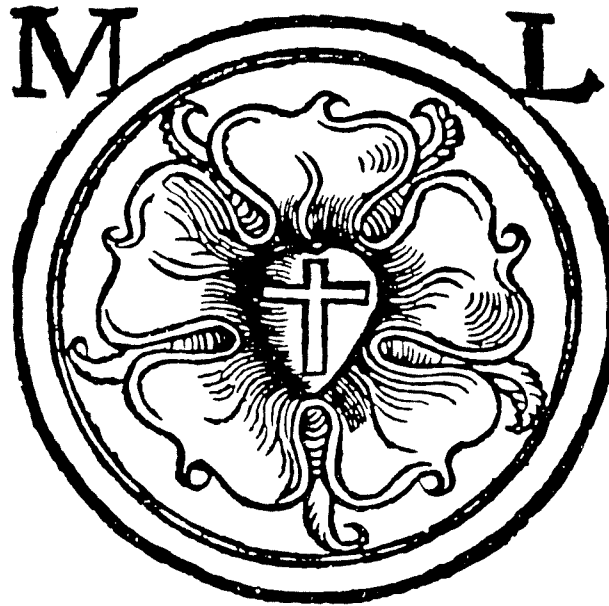
Veranstalter:

Kath. Bildungswerk, Ravensburg
Zahnradfabrik Friedrichshafen AG, Friedrichshafen
Kath. Schuldekanatamt, Ravensburg
Bischöfliches Ordinariat, Priesterseminar, Rottenburg
Bischöfliches Ordinariat, Weihekurse 1953, Rottenburg
Pastoralliturgisches Institut, Rottenburg
Diözesanstelle Frauenseelsorge, Stuttgart
Diözesanstelle, Ausschuß Bildung und Erziehung, Stuttgart
Diözesanstelle Berufe der Kirche, Rottenburg
Betriebsseelsorge, Ravensburg
Pax Christi, Frankfurt
Swissair, Ravensburg
Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt, Stuttgart
Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung, Stuttgart
Deutscher Caritasverband, Freiburg
Verein für ostkirchliche Musik, Birnenstorf, Schweiz
Mesnerverband Rottenburg
Zentralstelle Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn
Arbeitsstelle für Kurseelsorge, Stuttgart
Staatliches Schulamt, Tettnang
Caritasverband für Württemberg, Stuttgart
Landesanstalt für Umweltschutz, Stuttgart
Landesfachschaft kath. theol. Religionspädagogen der Pädagogischen Hochschulen in Baden-Württemberg
Regierungspräsidium Tübingen, Abt. Pflanzenschutz, Tübingen

Württembergische Verwaltungsakademie Stuttgart
Regierungspräsidium, Tübingen
Bund Neudeutschland, Region Württemberg
Deutscher Gewerkschaftsbund, Kreis Ravensburg
Verband Kath. Landvolk e. V., Stuttgart
Oberfinanzdirektion Stuttgart
Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Karlsruhe
Dreiländerausschuß der Vereinigungen des kath. Buchhandels, Stuttgart
Landeswohlfahrtsverband, Stuttgart
Kloster Schöntal
Heliand-Frauenverband, Stuttgart
Kath. Jungmännerverband, Ravensburg

Arbeitskreis für junge Untersuchungsgefangene

Sozialpädagogische Kurse für junge Untersuchungsgefangene der Vollzugsanstalt Stuttgart-Stammheim
insgesamt 18 Kurse mit 270 Teilnehmern



Schon 1516 hatte Martin Luther aus seinem Familienwappen das Zeichen der Lutherrose entwickelt, das er als Sinnbild seiner Theologie deutete. In einem Brief sagt er: »Das erste sollte ein Kreuz sein: schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gäbe, daß der Glauben an den Gekreuzigten uns selig macht. Denn der Gerechte wird seines Glaubens leben, den Glauben an den Gekreuzigten. Solch ein Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede gibt, darum soll die Rose weiß, und nicht rot sein; denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose stehet im himmelfarbenen Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig. Und in solch Feld einen güldenen Ring, daß solch Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchste, edelste und köstlichste Erz ist.«

Martin Luther

Fragen an uns – Fragen an ihn

19. Februar 1983
Stuttgart-Hohenheim
232 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Heinz Tiefenbacher

Geistliches Wort:
Bischof Dr. Georg Moser

Referenten und Gesprächspartner:
Oberkirchenrat Walter Arnold, Stuttgart
Domkapitular Msgr. Hubert Bour, Rottenburg
Professor Dr. Martin Brecht, Münster
Professor Dr. Peter Manns, Mainz
Professor Dr. Harding Meyer, Straßburg

Unsere Luther-Tagung wollte dem ökumenischen Dialog dienen. Sie hat dieses Ziel wohl erreicht. Anlaß für diese Tagung – ein dicht ausgefüllter Samstag – war das 500. Geburtsjahr von Martin Luther. Dieses Jahr gab die Chance für eine neue Nachdenklichkeit und Lernbereitschaft. Die Beschäftigung mit dem Reformator stellt immer neue Fragen. Heute sehen wir vieles in einem neuen Licht und hören seine grundsätzlichen Anliegen aufgeschlossener als früher.

Grundsatzfragen können nicht durch eine Disputation oder mit einer Bulle abgetan werden. Hat sich Luther nicht selbst ein Lehramt – gegen die päpstliche Autorität – angemäßt, ein Lehramt, das er zuvor der Kirche abgesprochen hatte?, so wurde bei der Hohenheimer Disputation immer wieder gefragt. »Alle haben geirrt«, sagte Professor Martin Brecht. Nur die Schrift – sola scriptura – soll gelten. Dann mag Schriftauslegung gegen Schriftauslegung stehen: der protestantische Pluralismus wird in Kauf genommen.

Dazu dann Professor Peter Manns: »Wenn die Heilige Schrift mir nichts mehr sagt, habe ich überhaupt nichts mehr zu sagen. Was wäre noch Norm, wenn nicht die Schrift?« Das kirchliche Lehramt kann sich nur unter Berufung auf die Heilige Schrift artikulieren.

Die Grundsatzfrage, die zwischen Katholiken und Protestanten wohl auch künftig kontrovers beantwortet werden wird, lautet: Ist die Verbindlichkeit des kirchlichen Lehramts hinterfragbar? Professor Manns sagt dazu eindeutig: Ja. »Was die Kirche gelehrt hat, ist hinterfragbar. Woher? Von einem Prozeß, bei dem verschiedene Faktoren mitwirken. Die Wahrheitsfindung ist ein Prozeß, in dem die Schrift einen wichtigen Platz hat, aber nicht den einzigen. Auch Luther wußte, daß Dinge in der Schrift stehen, die noch nicht ausdiskutiert sind. Es geht um die Schriftgemäßheit. Das gilt bei Luther für die Heiligenverehrung, nicht aber für den Ablaß.«

Wir dokumentieren das Geistliche Wort, das unser Bischof auf der Tagung in Hohenheim einleitend gesprochen hat:

»Unsere Akademie hat zu dieser Tagung über Martin Luther eingeladen mit dem Untertitel: »Fragen an uns – Fragen an ihn«. Wir lassen uns also von ihm befragen; denn er gehört zu den Großen der Kirchengeschichte. Und die Bewegung, die von ihm ausging, hat unsere Geschichte mitgeprägt bis auf den heutigen Tag. Wir fragen auch ihn nach dem, wie er dachte, was er wollte. Ein ökumenisches Miteinander aller Christen ist nicht denkbar ohne diese Gestalt, zumal hier »im Lande, in dem die Reformation ihren Anfang nahm«, wie Papst Johannes Paul II. anlässlich seines Deutschlandbesuches formuliert hat. Auch Martin Luther selbst hat gefragt; ja wir sprechen von seiner reformatorischen Frage: »Wie finde ich einen gnädigen Gott?« Aber: Ist das denn heute überhaupt noch eine Frage? Wir leben im Zeitalter des Glaubensschwunds und erleben um uns herum viel religiöse Oberflächlichkeit oder gar Gleichgültigkeit. Wenn Luther die Frage quält: Wie kriege ich einen gnädigen Gott?, spricht daraus dann ein hoffnungslos überholter individualistischer Heilsegoismus? Ist Luthers reformatorische Erkenntnis den Herausforderungen eines modernen, sozial-orientierten Christentums noch gewachsen? Schon vor Jahren konnte man sagen hören: Heute muß es nicht mehr heißen: Wie kriege ich einen gnädigen Gott, sondern: Wie bekomme ich einen gnädigen Mitmenschen? Stauben unsere Theologen in diesem Luther-Jahr also nur ein zwar bedeutendes religionsgeschichtliches Denkmal ab?

Nein: Luthers Frage ist keine nur von gestern, seine reformatorische Einsicht ist aktuell geblieben, bedrängend aktuell. Johann Baptist Metz sagte einmal in einer Rede zum Reformationstag: »Der sogenannte heutige Mensch, ausspannt zwischen Verzweiflung und Engagement, zwischen Apathie und spärlicher Liebe, zwischen rücksichtsloser Selbstbehauptung und schwach entwickelter Solidarität, ratlos und seiner selbst ungewisser als noch vor wenigen Generationen, so sehr seiner selbst ungewiß, daß er kaum mehr sein eigener Nachfahre sein möchte: dieser Mensch soll den Schrei nach Gnade nicht mehr verstehen, nicht die bange Frage, ob und wie uns Gnade widerfahren könne?« Immer wieder hat die Menschheit den Versuch gemacht, auf Gott und seine Gnade zu verzichten – im Namen der Vernunft, im Namen des Fortschritts, im Namen der Freiheit, sogar im Namen des Menschen. Doch wer wäre nicht auf Gnade angewiesen? Wer könnte sich selbst erlösen? Wer möchte Münchhausen sein?

Ein Schriftsteller unserer Tage, Martin Gutl, schreibt über gewisse Zeitgenossen:

*»Ich brauche Gott nicht!
sagen sie und brauchen Tabletten
und können nicht schlafen.
Von der Sehnsucht blieb die Sucht,
von der Liebe die Gier,
von der Politik die Intrige,
von der Macht die Gewalt,
von der Autorität der Zwang,
von der Technik die Angst,
vom Reichtum der Streit,
vom Glauben das Brauchtum.
Selig der Mensch, der Gott braucht!*

Ja, wir brauchen Gott. Darauf zielte Luthers Ringen. Darin liegt die Tiefe seiner Glaubenserfahrung. Daraus entspringt der Reichtum seiner theologischen Inspiration. Luther kann uns darin ein gemeinsamer Lehrer sein, daß Gott stets der Herr bleiben muß und daß unsere wichtigste menschliche Antwort absolutes Vertrauen und die Anbetung Gottes zu bleiben hat. Die Gnade Gottes ist es, wovon wir auch heute gemeinsam leben und womit allein wir auch morgen überleben werden. Diese Gnade einer säkularisierten Welt zu verkünden, sie den suchenden Menschen von heute nahe zu bringen, das ist gemeinsame Aufgabe aller christlichen Kirchen.

›Stellen wir zunächst das heraus, was uns gemeinsam ist, bevor wir auf das eingehen, was uns trennt.‹ Papst Paul VI. hat dieses Prinzip formuliert, und es hat als Maxime breite Anerkennung gefunden. Doch selbst noch in dem, was uns trennt, bleiben katholische und evangelische Christen einander verbunden. Luther ist ja wesentlich als Korrektiv zu verstehen. Zum Korrektiv gehört das zu Korrigierende, nämlich die spätmittelalterliche Kirche, die er reformieren wollte. Evangelische Christen in der Tradition ihres Reformators wie auch in der Eigenprägung ihrer Gemeinschaften und andererseits Katholiken als Glieder einer Kirche, die ihr Bekenntnis zur eigenen Reformbedürftigkeit gerade in den letzten Jahrzehnten für jeden sichtbar zu verwirklichen bemüht war, können von Luther dazu ermutigt werden, sich aus der Kraft des Glaubens an den dreifaltigen Gott gemeinsam den Menschen und der Welt zuzuwenden.

Dieser Glaube ist die Kraft zur Liebe. Er hindert uns daran, die Grenzen unserer Möglichkeiten und das Bruchstückhafte unserer Liebe vor lauter Aktivität zu übersehen. Der Glaube läßt uns froh sein, wenn wir dank seiner Gnade inmitten zunehmender Unmenschlichkeit in unserer Welt einander gnädig sind, wenn wir so immer wieder neue Stützpunkte der Menschlichkeit errichten und unverdrossen die Fahne der Hoffnung weitertragen.

Unser Glaube, unsere Liebe, unsere Hoffnung sind uns geschenkt. Mit anderen Worten: sie sind Gnade. Deshalb sollten wir uns zu Herzen nehmen, was als Martin Luthers letztes geschriebenes Wort überliefert wird – am 16. 2. 1546, also zwei Tage vor seinem Tod notiert: ›Wir sein Bettler – wir sind Bettler. Das ist wahr.‹ Ja, das ist wahr, und deshalb bitten wir Gott mit den Worten des Apostels Paulus aus dem Römerbrief (15, 5–6): ›Der Gott der Geduld und des Trostes schenke uns die Einmütigkeit, die Christus Jesus entspricht, damit wir Gott, den Vater unseres Herrn Jesus Christus, einträchtig und mit einem Munde preisen.‹

Ein Markstein unter den vielen Luther-Biographien ist ganz gewiß der in den Verlagen Herder, Freiburg, und Ernst Kaufmann, Lahr, herausgegebene Bildband »Martin Luther« mit 96 Farbtafeln von Helmuth Nils Loose, einem Geleitwort von Bischof Eduard Lohse, dem Vorsitzenden der EKD, und dem Text von Peter Manns, der Luther mit seinen menschlichen Schwächen und Mängeln, aber auch in seiner ihm eigenen schöpferischen und stürmischen Genialität darstellt, so wie dies Peter Manns auch in Hohenheim getan hat: originell in Sprache und Art, über den historischen Augenblick hinausschauend, menschlich verstehend, ja verwandt, das Einzelne in das Ganze einordnend und das Vergangene auf das Gegenwärtige beziehend, ein katholischer Priester und Gelehrter, der Martin Luther als einen »Vater im Glauben« (nach 1 Korinther 4, 15) verehrt.

Das tiefe Loch

Wer lebt wie Luther, wer sich riskiert und ausgibt bis zur totalen Erschöpfung, der bezahlt solchen Einsatz mit der Gesundheit seines Leibes und seiner Seele. Luther war oft krank auf der Wartburg, und immer wieder verfiel er tiefster Traurigkeit, die sich wie Nacht auf seine Seele legte. Moderne Zeitgenossen, die auf Kosten der Krankenkasse schon einmal einen Psychiater aufgesucht haben, kennen sich aus und nennen die Sache beim Namen. Etwas Ähnliches gab es schon im Mittelalter, damals sprach man vom »melancholicus fluxus sanguinis«. Luther, der zeitlebens eine ungewöhnliche Anziehungskraft auf seelisch leidende Menschen ausübte, hatte für sein eigenes Leiden keine feinen Namen. Er ließ sich ganz einfach fallen in das tiefe Loch, und wenn er wieder auftauchte aus ihm, dann hatte er es schadlos überstanden. Um seine Aggressionen loszuwerden, schlug jedenfalls er keine Kunstwerke und Altäre zusammen.

(Seite 147)

Zwei Momentaufnahmen

Und so verzichte ich denn auf jeden erbaulichen Schluß, insbesondere aber auf eine breite Nacherzählung seines wahrhaft christlichen Todes, der ihn in den frühen Morgenstunden des 18. Februar 1546 endlich heimholt in Eisleben, wo er vermutlich 63 Jahre vorher das Licht der Welt erblickte. Die letzten Worte, die man von ihm hörte, stammen aus der lateinischen Komplet seiner Klosterzeit: »In manus tuas commendo spiritum meum, redimisti me, Deus veritatis!« (»In deine Hände, Vater, empfehle ich meinen Geist; du hast mich erlöst, du Gott der Wahrheit.«) Und später findet sich noch ein Zettel, auf dem mit seiner Handschrift geschrieben steht: »Bettler sind wir – das ist wahr.«

Im übrigen möchte ich Abschied nehmen vom lebenden Luther, und zwar in zwei Momentaufnahmen, die mir typisch zu sein scheinen für sein Leben im Angesicht des Todes.

Die erste Momentaufnahme zeigt uns Luther an seinem letzten Geburtstag im Kreise der Familie und der Freunde, am 10. November 1545. Luther hat noch einmal ein »Königreich« feiern wollen, mit der ihm eigenen unverwüstlichen Lebensfreude, zu der der Gedanke an den Tod nie ein Widerspruch war.

Der Kurfürst hat den Weinkeller neu bestückt, und in der Küche des »schwarzen Klosters« lassen unter Käthes kundiger Hand »ein Schock Karpfen und ein Zentner Hechte« – lauter »schöne Fische« – zappelnd ihr Leben. Die Tische biegen sich unter den dampfenden Schüsseln, die Kanne mit goldenem Wein vom Rhein – oder war es Steinwein aus Franken? – kreist, und die Stimmung ist wie beim Mahl des Königs, das kein Ende mehr kennen wird. Zwei Generationen von »Reformatoren« sind zum Fest erschienen: Auf den besten Plätzen sitzen die Freunde Melanchthon und Bugenhagen, weiter unten Cruciger und Major. Die Rede geht hin und her, das »Gedöber« – wie Katharina die Overtüre der »Prälaten« wenig ehrfürchtig nennt – beginnt, bis sich wie immer der Doktor zu einer seiner großen Reden erhebt, deren Rezeptur sein Geheimnis bleibt: Wild wie ein angreifender Elefant, der alles niedertrampelt, und doch zugleich zart wie ein Elefantenrüssel, der gebrechliche Schmetterlinge von erblühten Rosen wegzuheben vermag, ohne daß auch nur ein Blatt zu Boden fällt. Dann gegen Ende kommt ihn die Ahnung des Todes an, und er spricht von ihm, rau und unsentimental wie ein Landsknecht – damit Käthe schimpfen kann und nicht weinen muß – und doch voller

Erwartung und Heimweh: »Wenn ich wieder von Eisleben komme, dann will ich mich in meinen Sarg legen und den Würmern einen feisten Doktor zum Schmause geben . . . Ich bin der Welt müde. Und so scheiden wir desto lieber wie ein reifer Gast aus einer gemeinen Herberge.«

Die letzte Momentaufnahme stammt aus dem »Großen Genesis-Kommentar« – die letzte Vorlesung hält er am 17. November 1545 –, näherhin aus dem Vorwort, das Luther dem ein Jahr zuvor im Druck erschienenen ersten Band des Werkes vorangestellt hatte.

Das ungewöhnliche Vorwort ist ganz unter dem Eindruck der Abrahamsgeschichte geschrieben, die Luther über alles liebte. Abraham war als Fremdling im eigenen Land gestorben, aber er starb als Freund Gottes, dem auch auf der Pilgerschaft nichts fehlte bis hin zu dem Geld, das nötig war, um von dem Heiter Efron zunächst für die eben verstorbene Sara die Grabhöhle Machpela bei Mamre gegen vierhundert Silberschekel als Erbbegräbnis zu kaufen. Hier bestatteten ihn – als er nach weiteren Jahren hochbetagt und »lebenssatt« verschied – selbst die Söhne Ismael und Isaak.

Der Prolog beginnt mit einem kurzen Wort zum Vorhaben der Vorlesung: Sie war von Anfang an nicht für die Veröffentlichung bestimmt, sondern er hat sie im Dienst der Wittenberger »Schule«, des Auditoriums und für sich selbst gehalten, um sich in Gottes Wort zu üben und im sonst nutzlosen Alter nicht faul herumzusitzen. Er ist es nicht, der von sich sagen kann, daß er die Genesis kommentiert hat – er hat es allenfalls »gewollt«. Mag dies noch zur »demütigen Rhetorik« aller Vorworte gehören, buchstäblich wahr ist die folgende Erklärung: »Alles ist extemporaliter und sehr volkstümlich gesagt, so wie mir die Worte in den Mund kamen, Deutsch und Latein vermischt, viel wortreicher als ich wollte.«

Aber was braucht es vieler großer Worte? Ist es doch die Schrift, »die Schrift des Hl. Geistes«, die er auszulegen versuchte. Und wer ist nach dem Zeugnis des Apostels dazu schon imstande? Und dann sagt er mit Papst Gregor d. Gr. von der Schrift, was er selbst ein langes, reiches Leben hindurch erfahren durfte: »Sie ist wie ein reisiger Strom: an dessen Ufer die Lämmlein trippeln und in dessen tiefer Mitte die Elefanten sich baden.« Im Blick auf alle, die vor ihm die Genesis ausgelegt haben, erklärt er darum: Nicht der ist der »Beste«, der alles begriffen und der keinen Fehler gemacht hat, sondern der, der sich zur »größten



Ich XIX
 Mein Leich ist nicht von Eisen
 Ich ist nicht von Gold ich nicht von
 Silber Leich. Warum
 Darum das von Willibrod Leich. Ich
 selber hat sich haben nach der Schrift
 nach. Wie es zu sehen. Warum haben
 die Irden und die wider irden. Warum
 die Dinge. Aber man wird
 alles für ganz nach Gott werden den
 ruffe

Ich XI
 Ich bin das Leben und nicht irden
 Wer an mich glaubt der soll leben
 wenn er gleich stirbt

Georg Vogler Amstern

Martin Luther

Portrait des etwa 50jährigen Martin Luther von Lucas Cranach d. Ä. mit eigenhändiger Widmung Luthers für Georg Vogler (1486–1550), dem er 1536 eine von ihm übersetzte Bibel schenkte, die heute zu den kostbarsten Büchern der Stadtbibliothek Bad Windsheim gehört.

Liebe« hinreißen ließ. Von daher ist selbst kein Kommentar der ›Väter‹ vollkommen. »Und wie lächerlich sind darum erst die modernen Exegeten, die Großartiges im Sinne haben, indem sie pura latinitate die Sache der Schrift paraphrasieren wollen, obgleich ihnen der Geist und jedes Verständnis abgeht, zur Schriftauslegung geeignet, wie die Esel zum Musizieren auf der Lyra!«

Mit Recht hat darum der hl. Hieronymus (den Luther sonst nicht gerade verehrt) gesagt, daß ein jeder zum Bau des ›Gottes-Zeltes‹ herbeibringt, was er hat: »die einen Gold, Silber und edle Gemmen, die anderen nur Tierhäute und Ziegenhaare«, denn all das braucht der Herr für sein ›Zeit‹. So erlaubt denn Luther die Edition seiner Vorlesung, wenngleich er dem Herrn – und nun denkt er an Weihnachten – nur »die armseligen Haare seiner Ziegen« zum Geschenk darbringen kann. Dann aber weitet sich unwillkürlich die Weihnachtserwartung zum endzeitlichen Heimweh nach der Wiederkunft des Herrn: Er selbst wird das Werk vollenden, das er in uns begonnen hat; er wird den großen Tag unserer Erlösung beschleunigen, dem wir erhobenen Hauptes sowie ›mit reinem Glauben‹ – mag auch die Liebe noch der Vollendung bedürfen – und mit ›gutem Gewissen‹ entgegenharren.

Luther schließt im Gedanken an Abraham sowie im Blick auf Weihnachten, den eigenen Tod und den ›lieben jüngsten Tag‹ mit den Schlußversen der Apokalypse: »Komm bald, Herr Jesus (wie der Geist und die Braut einander zuraunen)! Und jeder, der dich liebt, soll sagen: Komm bald, Herr Jesus, Amen.«

Wie dumm war doch die Redensart, mit der wir Jahrhunderte hindurch den Nagel auf den Kopf zu treffen glaubten, indem wir einander nachsagten: ›Evangelisch ist gut leben, katholisch gut sterben.‹

Wer sich an Luther hält, der lebt gut und stirbt noch besser, weil am Ende des dunklen Tunnels jemand steht, der uns lieb hat und auf den wir uns freuen dürfen. Das ist das ökumenische Vermächtnis Luthers, für das wir ihm schlicht danken sollten.

(Seite 219 f.)

Der Strom der Sehnsucht – der Weg zur Einheit

Aus dem Abschiedswort Papst Johannes Paul II. bei seinem Deutschlandbesuch auf dem Flughafen München-Riem am 19. November 1980.

Das zweite Motiv für meine obigen Erwägungen besteht darin, daß ich aus der Einladung, die mir zunächst der Herr Kardinal von Köln und dann alle Kardinäle und Bischöfe zusammen ausgesprochen haben, nicht nur einen besonderen Ruf der fernen und nahen Vergangenheit vernommen habe, sondern auch die Herausforderung für die Zukunft, deren Richtung durch die Lehre und den Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils angezeigt wird. Gerade in Ihrem Lande, in dem Martin Luther geboren wurde und die »Confessio Augustana« vor 450 Jahren verkündet worden ist, erschien mir diese Herausforderung für die Zukunft als überaus wichtig und entscheidend.

Um was für eine Zukunft handelt es sich? Es geht um jene Zukunft, die für uns als Jünger Christi aus dem Gebet Jesu im Abendmahlssaal hervorgeht, aus dem Gebet: Ich bitte dich, Vater, »alle sollen eins sein« (Joh. 17, 21). Dieses Gebet des Herrn wird für uns alle zur Quelle eines neuen Lebens und einer neuen Sehnsucht. Als Bischof von Rom und Nachfolger des hl. Petrus stelle ich mich voll und ganz in den Strom dieser Sehnsucht! Darin erkenne ich die Sprache des Heiligen Geistes und den Willen Christi, denen ich bis ins letzte gehorsam und treu sein möchte. Ich will der Einheit dienen, ich will alle Wege beschreiten, die Christus uns nach den Erfahrungen der Jahrhunderte und Jahrtausende zur Einheit in jener Herde führt, in der er allein der einzige und sichere Gute Hirte ist.

Darum war es mein großer Wunsch, gerade in diesem bedeutenden ökumenischen Jubiläumsjahr diesen Besuch zu machen. Ich möchte deshalb dem Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland und dem Arbeitskreis christlicher Kirchen herzlich danken, daß sie an der Begegnung mit dem Papst teilgenommen und im eigenen Land den Dialog mit mir aufgenommen haben.

Ich habe die feste Hoffnung, daß die Einheit der Christen in der Kraft des Geistes, der Wahrheit und der Liebe schon auf dem Wege ist. Wir wissen, wie lang die Zeiten der Trennung und Spaltung waren. Wie lange jedoch der Weg zur Einheit dauern wird, wissen wir nicht. Eines aber wissen



Titelseite der Bannandrohungsbulle „Exsurge Domine“ gegen Luther 1520.

wir um so sicherer: Wir müssen diesen Weg mit Ausdauer gehen – weitergehen und nicht stillstehen! Vieles müssen wir dafür tun, vor allem aber ausharren im Gebet, in einem immer kraftvolleren und innigeren Gebet. Die Einheit kann uns nur als Geschenk des Herrn, als Frucht seines Leidens und seiner Auferstehung in der angemessenen »Fülle der Zeit« gegeben werden.

»Wachet und betet« (Mt. 26, 41) im Garten von Getsemani der zahlreichen Erfahrungen der Geschichte, damit ihr nicht in Versuchung fallt und auf dem Weg einhaltet!

D. Martin Luther, Das Magnifikat (1521)

So hat die Mutter Gottes ihren Gott und Heiland mit bloßem, reinem Geist gelobt, ohne sich von seinen Gütern etwas anzumaßen; dadurch hat sie ihm recht gesungen von seiner Gütigkeit. Nunmehr kommt sie dann der Ordnung nach dazu, auch seine Werke und Güter zu loben. Denn wie gesagt, man darf nicht an die Güter Gottes sich klammern und sie in Anspruch nehmen, sondern man muß durch sie zu ihm hinauf dringen, an ihm allein hängen und von seiner Gütigkeit viel halten. Dann soll man ihn auch in seinen Werken loben, in welchen er uns solche Gütigkeit zum Lieben, Trauen und Loben erzeugt hat; so sollen also die Werke nichts anderes sein als eine vielfache Veranlassung, seine bloße Gütigkeit, die über uns regiert, zu lieben und zu loben.

Maria hebt wiederum zuerst bei sich selbst an und singt, was Gott ihr getan hat. Damit lehrt sie uns zwei Stücke. Das erste: Ein jeder soll auf das acht haben, was Gott mit ihm wirkt, mehr als auf alle Werke, die er mit andern tut. Denn es wird die Seligkeit von keinem in dem bestehen, was Gott bei einem andern, sondern was er bei dir wirkt. Freilich herrscht gerade jetzt ein greulicher Mißbrauch in der Welt, indem man gute Werke austellt und verkauft. Einige vermessene Geister wollen da andern Leuten helfen, besonders solchen, die ohne eigene Gotteswerke leben oder sterben, gerade wie wenn sie selber zuviel gute Werke hätten.

So findet man zur Zeit viele, die Gottes Gütigkeit nicht loben, weil sie sehen, daß sie nicht ebensoviel haben wie S. Petrus oder sonst ein Heiliger oder wie dieser und jener auf Erden. Sie meinen, wenn sie auch so viel hätten, wollten sie auch wohl Gott loben und lieben; sie achten es gering, daß sie doch mit Gütern Gottes überschüttet sind, die sie nicht erkennen, als da ist Leib, Leben, Vernunft, Gut, Ehre, Freude, samt dem Dienste, den ihnen die Sonne tut mit allen Kreaturen. Und wenn sie gleich alle Güter Marias hätten, würden sie doch darin nicht Gott erkennen und loben.

»Selig sind die Hände, die dies geschrieben.«
Papst Leo X. nach der Lektüre von Luthers Auslegung des Magnifikat

20 Jahre nach Konzilsbeginn

Rückblick und Rechenschaft

16.–17. April 1983
Hohenheim
67 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer

Referenten:
Dr. Heinz-Joachim Fischer, Rom
Professor Dr. Heinrich Rennings, Paderborn
Generalvikar Prälat Eberhard Mühlbacher, Rottenburg
Professor Dr. Richard Puza, Tübingen

Am 11. Oktober 1962 hatte Papst Johannes XXIII. das Zweite Vatikanische Konzil eröffnet. Das Ziel war die Erneuerung der Kirche aus dem Geist des Evangeliums im Blick auf die Aufgaben in der Welt von heute.

Damals schaute man optimistisch und voller Hoffnung in die Zukunft. Der Rückblick auf die Entwicklung der Kirche in den letzten 20 Jahren war auf dieser Tagung in Hohenheim auch eine kritische Bestandsaufnahme.

Der römische Korrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, Heinz-Joachim Fischer, meinte in seinem einleitenden Vortrag »Heilsereignis oder Irrtum?«, die Zeit sei damals für eine Revision reif gewesen. Man hätte sich zu lange in falschen Gewißheiten gewiegt. Die Kirche konnte nicht mehr als Festung in einer heidnischen Welt bestehen. Papst Johannes Paul II. stellt sich die Frage, inwiefern das ewige Heil des Menschen auch das irdische umfasse. Die Kirche könne und dürfe nicht unempfindlich sein für die Not der Menschen. Heinz-Joachim Fischer meinte, das II. Vatikanum habe es dem einfachen Katholiken erlaubt, unbefangen zu glauben und doch zugleich im Glauben verankert zu sein. »Den gläubigen Katholiken hat das Konzil befähigt, den Nichtgläubenden mit neuer Souveränität entgegenzutreten. Das sprengt den einzelnen auf im Glauben und vielleicht noch mehr in der Hoffnung.«

Der aus Paderborn angereiste Liturgiewissenschaftler Heinrich Rennings verglich die vorkonziliare Liturgie mit den heutigen liturgischen Formen. Er wertete die Liturgiereform als einen ekklesialen Vorgang, denn Liturgie ist immer



Giacomo Manzù, Porta della Morte
Rom 1963, Peterskirche

Ausdruck eines spezifischen Kirchenverständnisses. Daher ist zu fragen: Was ist aus der Kirchenreform geworden? Wir leben heute in einer Kirche, die die Charismen schätzt, wir haben das Bild einer menschlichen und einer österlichen Kirche. War die Liturgie vor dem Konzil eine festgefügte einheitliche Veranstaltung, so stellt sich heute in den verschiedensten Ländern das Problem der Inkulturation. Hier liegt die Langzeitwirkung des Konzils. Die Liturgiereform wollte eben nicht nur ein rascher Ölwechsel sein, keine Reform um der Reform willen. Sie hatte vielmehr den Menschen im Auge, dem der Zugang zum Heiligen erleichtert werden sollte.

Aus dem Schatzkästchen seiner Jahre als Konzilssekretär plauderte am Samstagabend Generalvikar Mühlbacher, während der Konzilsjahre Sekretär des Diözesanbischofs Carl-Joseph Leiprecht. In Wort und Bild trat das Kolorit des Konzils hervor, zumal es Eberhard Mühlbacher verstand, so gelöst und locker zu erzählen, daß man meinte, man habe wieder den liebenswürdigen bischöflichen Sekretär von einst vor sich, der nichts von seinem Charme eingebüßt hat.

Das bevorstehende Inkrafttreten des neuen kirchlichen Gesetzbuches (CIC) ließ die Frage angemessen erscheinen, welche rechtlichen Ausformungen die Konzilsbeschlüsse inzwischen gefunden haben. Dies war das Thema des Sonntagvormittags mit Professor Richard Puza aus Tübingen, der deutlich machte, daß die Aussagen des Konzils über die Kirche zugleich auch grundlegende und maßgebende Normen für das Kirchenrecht sind. Es war eine wichtige und zugleich auch schwierige Aufgabe der nachkonziliaren Zeit, das neue theologische Kirchenbild in die Sprache des kirchlichen Rechts zu übertragen, ein Übersetzungsvorgang, der bis heute noch nicht abgeschlossen ist – es auch nie sein soll. Die Kirche des Konzils empfand sich als *Communio*, als Gemeinschaft, und nicht mehr als »*societas perfecta*«, als eine »vollkommene Gesellschaft«. Puza meinte, die Durchführung des konziliaren Ansatzes und Aufbruchs sei nicht mutig genug erfolgt und die dienende Stellung des Rechts nur in Ansätzen zu erkennen. Ob und inwieweit es dennoch gelungen ist, den Geist im Konzil in das Gesetz nach dem Konzil zu integrieren, bleibt, wie immer bei solchen Übertragungen, eine Anfrage an die künftige Rechtsprechung der Kirche.

Man muß der Zeit Zeit lassen

Johannes XXIII.

Romano Guardini

Gedeutetes Dasein

1.–2. Oktober 1983 in Neresheim
110 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Wolfgang Müller-Welser

Referenten:
Professor Dr. Dr. Eugen Biser, München
Privatdozentin Dr. Hanna-Barbara Gerl, München
und Burg Rothenfels

In der Abtei Neresheim begegnen sich jedes Jahr im Frühjahr und Herbst Teilnehmer aus der Diözese Augsburg und Rottenburg-Stuttgart auf einer von den Akademien beider Diözesen veranstalteten Tagung. Die Herbsttagung wurde auf den 15. Todestag von Romano Guardini († 1. Oktober 1968) gelegt, zu dem die meisten Teilnehmer noch eine persönliche Beziehung gehabt haben. Die beiden Referenten – Professor Biser und Frau Dr. Gerl – haben vor ihrer großen Zuhörerschaft nicht nur deren wissenschaftliches Interesse voll befriedigt, sondern bei ihnen auch jene Begeisterung verlebendigt, die einst »der Meister« selbst in seinem Umkreis zu wecken verstand.

Kaum ein Theologe hatte so viele Jahre in Wort und Schrift solch einen Einfluß wie Romano Guardini – um so erstaunlicher ist, daß er schon kurz nach seinem Tode fast völlig vergessen wurde. Professor Eugen Biser, Guardianis zweiter Nachfolger auf dessen Lehrstuhl für Religionsphilosophie und christliche Weltanschauung in München, bezeichnete die 15 Jahre seit seinem Tode als »Schweigepause«. Allmählich scheint jedoch dieses Schweigen gebrochen zu werden: Der Papst erinnerte bei seinem Deutschland-Besuch zweimal (in Fulda und Altötting) an Guardini; die zunächst nur zögernd angesetzte Guardini-Tagung hatte solchen Zulauf, daß sie am 28./29. Januar 1984 in Weingarten wiederholt wird, und – dies ist entscheidend: Guardini selbst beginnt wieder zu sprechen. Seine Werke werden neu verlegt, neu gelesen und bedacht.

»Kirche erwacht in den Seelen«

Romano Guardini wirkte von 1920–39 auf Burg Rothenfels, seit 1926 als deren geistlicher Leiter, – unvergessen allen, die ihn dort erlebten, die das Glück hatten, die Kartage und Ostern mit ihm zu feiern. Die Gedanken und Erlebnisse von damals gingen in die aufbrechende liturgische Bewegung ein und setzten sich in ihren Grundgedanken im Zweiten Vaticanum durch. Das Liturgische Institut in Trier ist ein geistiges Kind dieses Aufbruchs der zwanziger und dreißiger Jahre.

Dennoch war Guardini in seinen jüngeren Jahren suspekt: Antimodernisteneid, eine Atmosphäre des Mißtrauens. Um so erstaunlicher seine Leistung: Er vermittelte ein neues Bild von der Kirche: Kirche nicht als Größe nach außen, sondern in der Betrachtung nach innen, Kirche nicht als Festung in der Welt und gegen sie, sondern als Sperma in der Welt und auf sie hörend. »Die Kirche erwacht in den Seelen«, nannte Guardini die Stimmung dieser neuen Orientierung, »Kirche« nicht als Institution, schon gar nicht als Gegner moderner Kultur, sondern als Sammelbecken und Sauerteig geistlichen Lebens. Die Welt-Anschauung wird zur Aufgabe der Christen.

Von daher auch seine heute neu aufgelegte und mit einem Nachwort von Kultusminister Hans Maier versehenen Schrift »Vom Geist der Liturgie« (1. Auflage 1918!). Freilich stellt der alte Guardini 1964 an den Liturgischen Kongreß in Mainz die Frage, ob der heutige Mensch überhaupt noch liturgiefähig sei, eine Frage, die zwanzig Jahre nach dem Konzil immer noch offen ist. Inzwischen hatte Guardini gespürt, daß sein geistiges Ringen um die Kirche und ihre Liturgie für sich allein zu wenig sei.

Von Pascal lernte Guardini die Verbindung von Theologie und Erfahrung. Dies war neu. Er entdeckte »die dritte Dimension«: Außer dem Oben und dem Unten beschreibt Guardini auch das Innen der menschlichen Erkenntnis, denn der Mensch braucht auch ein Begegnungsverhältnis zu sich selbst, wenn er sich nicht von sich selbst entfremden will. Hinzu kommt seine intuitive Schau. Guardini hat erstmals die Intuition als Erkenntnismittel eingesetzt und in einem ehrfürchtigen Staunen die Dinge und Gegebenheiten dargestellt. Auch in den Fragen des Glaubens geht es um Erfahrung und Begegnung, das heißt um die Zuordnung des einzelnen zur Gemeinschaft. Daher die Ekklesiologie Guardinis, die in direkter Linie zur Liturgischen Bewegung führt.



Neues Christusbild – »Der Herr«

Seine Beschäftigung mit der Literatur ließ in Guardini sein neues Christusbild reifen, das sich in »Der Herr« (1937) niederschlagen konnte. »Er legte das Ergebnis des Umgangs mit den Dichtern dem Herrn zu Füßen. Er trug zur Glaubensgeschichte mehr bei als viele andere Theologen, die ohne Angst ihr Werk ausarbeiten konnten« (Biser). Guardinis »Der Herr« öffnete seinen Lesern noch unerschlossene Zugänge zu Jesus, auch wenn schon damals exegetische Vorbehalte anzumelden waren.

Gerade dieses wohl am meisten verbreitete Jesus-Buch enthüllt auch einen Blick in die sonst so verschlossene Seele Romano Guardinis und ist zugleich die Essenz anderer Persönlichkeitsstudien wie Augustinus und Bonaventura-

ra, Dostojewski, Pascal, Dante, Hölderlin und vieler anderer: Christus war ihm der Unvergleichliche, der alle überragende Mensch und die Offenbarung Gottes. Die Gottesfrage wurde ihm, und je älter Guardini wurde, desto ausschließlicher, Grundthema seines Fragens und Suchens: »Nur wer Gott kennt, kennt den Menschen« – Guardinis berühmter Vortrag auf dem 75. Deutschen Katholikentag 1952 in Berlin – mündet schließlich in seine »Sorge um Gott« und in das Wort von der »furchtbaren Vereinsamung«, welcher der Glaube allen Anzeichen nach entgegengehe und doch in Treue durchgehalten werden müsse.

Ein Angefochtener

Am Ende seines Lebens erfährt sich Guardini selbst als Angefochtener. Ein Brief Reinhold Schneiders an Guardini spricht von einem »geheimen Erdbeben« und vom »Ringen mit antwortlosen Fragen«. Der schon Todkranke vertraut dem ihn besuchenden Walter Dirks an: Er werde sich im Letzten Gericht nicht nur fragen lassen, sondern auch selber fragen; er hoffe in Zuversicht, daß dann der Engel die wahre Antwort nicht versagen werde: »Warum, Gott, zum Heil die fürcherlichen Umwege, das Leid der Unschuldigen, die Schuld?«

Guardini lebte in seinen letzten Jahren in einem tiefen Dissens zur Gegenwartswelt. Er denkt »aus Sorge um Gott« und aus einer menschlichen Kummernis heraus. Er hat auch über sich tief geschwiegen und viel verborgen. Reinhold Schneider schreibt ihm: »Welche Liebe zu den Menschen gehört dazu, um die Tiefen zu verschweigen, die Tag um Tag an Sie herankommen«. Biser: »Die tiefste Schicht des Menschen ist die Schicht des Leidens, nicht des Wohlseins. Daran knüpft die ganze christliche Botschaft an.«

Die derzeitige Leiterin der Burg Rothenfels, der Stammburg der Liturgischen Bewegung, Dr. Hanna-Barbara Gerl, zeichnete das europäische Profil des 1885 in Verona geborenen Guardini. Seine Lehre vom Gegensatz (erste Fassung 1915; zweite ausgearbeitete Darstellung 1925) wertete sie als einen Schlüssel zu seinem Denken: Alles Leben baut sich in Gegensätzen auf, die aufeinander Bezug haben. Es steht in polaren Spannungen und bleibt nur so lebendig. Das Leben hat nicht nur einen Selbststand, sondern verweist auch auf anderes, es ist das lebendige Spiel von sich Einschließendem und Ausschließendem (Dyna-

mik: Statik; Integration: Differenzierung. – »Je differenzierter ein Mensch denkt, um so ganzheitlicher muß er gleichzeitig denken, sonst würde ihn die Spannung zerreißen.«) Leben ist nur möglich in ausgehaltener Spannung. Guardini wollte in seiner Lehre vom Gegensatz Grundvorgänge des menschlichen Lebens in den Blick bekommen, zum Beispiel beim Problem von Autorität und Freiheit. Im Unterschied zu Hegel, bei dem der Kampf der Gegensätze in der höheren Einheit, der Synthese, aufgehoben wird, werden bei Guardini die Gegensätze in ihrer Spannung ausgehalten und zusammengehalten. Also: Mit Widersprüchen leben und doch Maß und Mitte finden und so zur »Annahme seiner selbst« zu kommen, wäre dies vielleicht die Kunst des Lebens und »die Sättigung des Endlichen mit Vollendung«? Dann ist die Einsicht in die eigene Grenze nicht mehr der Schmerz, begrenzt zu sein, dann ist vielmehr »die Grenze zum Gesetz der Vollkommenheit« geworden. Die angenommene Grenze eröffnet Zukunft – ein großer Gedanke!

Der beim »Treffpunkt Abtei Neresheim« gesuchte Dreiklang: Begegnung – Besinnung – Bildung – ist auch bei dieser Tagung wieder erreicht worden, auch durch die Mitfeier der lateinischen Vesper in der Klosterkirche, durch die miteinander gesungene deutsche Komplet aus dem »Gotteslob« in der Turmkapelle im Beisein von Abt Norbert Stoffels und durch das Hochamt am Sonntagmorgen, in dem Professor Biser das Jesuswort vom bergeversetzenden Glauben auslegte.

Literatur

Romano Guardini

Der Herr. Herderbücherei 813. Freiburg 1981, 682 S., DM 19,90

Vom Geist der Liturgie. Herderbücherei 1049. Freiburg 1983, 158 S., DM 6,90

Glaubenserkenntnis. Herderbücherei 1008. Freiburg 1983, ca. 192, DM 7,90

Theologische Briefe an einen Freund. Schöningh Paderborn 1977. 67 S., kart. DM 7,80

Wahrheit des Denkens und Wahrheit des Tuns. Schöningh Paderborn 1980, 135 S., kart. DM 12,80

TOPOS-Taschenbuchreihe im Grünewald-Verlag Mainz. Mehrere Titel

Es ist geplant, die Vorträge dieser Tagung in der Reihe der »Rothenfelser Werkhefte« zu veröffentlichen. Voraussichtlicher Erscheinungstermin: Herbst 1984

Religion in Musik

Zur anthropologisch-theologischen Deutung der Musik

4./5. März 1983

Studio Landesgirokasse Stuttgart
Domkirche St. Eberhard Stuttgart
74 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Einzelthemen:

Wege zu einer Theologie der Musik

Professor Dr. Joseph Möller, Augsburg

Zur Konzeption der neuen Albiez-Orgel

Pfarrer Rainer Ruß, Westerheim

Ist Kunst heiter?

Pfarrer Dr. Wolfgang Gramer, Gemmrigheim

Zur Beziehung zwischen Religion und Musik

Podiumsgespräch mit den Referenten und

Dr. Wolfgang Bretschneider, Bonn

Simon Dach, Blaubeuren

Klaus Weber, Stuttgart

Musik als Lob Gottes – Predigt

Pfarrer Dieter Müller, Esslingen-Zell

Musik im Verlauf der Tagung

Christina Rettich, Stuttgart, Blockflöte

An der Orgel in Konzert und Gottesdienst:

Dr. Ludger Lohmann, Köln

Am Flügel zur Umrahmung seines Referates:

Dr. Wolfgang Gramer, Gemmrigheim

Chorgesang beim Gottesdienst

Consensus Vocalis, Stuttgart

Leitung: Christoph Denoix, Berlin

Die neue Orgel in der Konkathedrale St. Eberhard in Stuttgart war der Anlaß, über die Bedeutung der Musik in der Liturgie und im Leben der Menschen überhaupt nachzudenken. Die Akademie hatte zu dieser Tagung in das Studio der Landesgirokasse und in die Domkirche St. Eberhard in Stuttgart eingeladen, um der Frage Musik als Kunst und ihr Verhältnis zu Religion und Kult nachzugehen.

Wir dokumentieren aus dem Hauptreferat von Professor Joseph Möller, »Wege zu einer Theologie der Musik«:

M. Sigmunda May, »Der hockende Flöter«



»Im Angesicht, besser im Angehör, von Musik tut sich das Wort schwer. Denn das Wort ist durch Musik überstiegen. Das Wort – auch das dichterische Wort – ist Begriff.« Gewiß, nicht nur Begriff, auch: Bild. Begriff und Bild einigen sich im Wort so, daß es inhaltsschwer und zugleich abgegrenzt ist.

Mag sein, daß Musik noch inhaltsschwerer wiegt als das Wort. Doch Musik grenzt sich weniger ab als das Wort. Sie ist weiter, ungreifbarer und berührt uns doch unmittelbarer. Es fällt uns schwer, in Wort und Rede von Musik Wesentliches auszusagen. Die Rede, die einer Brucknersymphonie entsprechen würde, müßte selbst Dichtung sein. Und nur Hölderlin ist das Dichten des Dichters gelungen. Denken und Dichten der Musik? So etwas gibt es, beispielsweise in Pfitzners »Palestrina« und Richard Strauß' »Capriccio«. Und dennoch geschieht – auch gedanklich hintergründig – in Bachs h-Moll-Messe, Mozarts »Don Giovanni«, Wagners »Götterdämmerung« mehr. Und für uns tut sich in der Nachfolge von Cage, Stockhausen und Nono ein neues Bewußtsein kund, ein Bewußtsein, im Spiel neue Möglich-

keiten zu erproben, scheinbar Unkoordinierbares zu koordinieren, dem Experiment und der Überlegung neue Räume zu erschließen.

Musik noch als Weltharmonie zu deuten, davon sind wir heute weit entfernt: chaotisch-pluralistisch ist unsere Welt geworden. Kunst spiegelt weniger die Welt wider (denn Mimesis ist immer teilende Nachahmung versöhnender Gottheit). Kunst gehört zu dieser Welt, wobei ihr die Aufgabe der Überwindung und der Zukunftsperspektive nicht abgesprochen werden soll. Es ist sicher kein Zufall, daß moderne Musik (was kann dieses Wort nicht alles bedeuten?) im sakralen Raum am ehesten in Verbindung mit dem Wort ankommt und auch gewürdigt wird. Die Indienstellung des Wortes sollte jedoch in diesem Zusammenhang nicht als Worttriumphalismus überschätzt werden, wozu durchaus auch Mahlers Symphonien verleiten können. Denn nicht die Psalmen selbst, sondern unsere religiöse Situation findet heute – wie immer – in Musik ihren Ausdruck.

Das Wort tut sich schwer, von Musik zu sprechen. Darum ist das Wort zu dem hinzuführen, wovon es ausgeht; und dort trifft sich das Wort mit Musik: im Menschen. Denn der Gegensatz von Wort und Musik ist keinesfalls auf die Spannung von Verstand und Gefühl reduzierbar. Der Mensch ist ein sich eröffnendes wie verschließendes Wesen. Zu diesem Vollzug gehört das Gestimmtsein ebenso wie das Verstehen. Gesang setzt Stimmung voraus. Doch der Mensch ist mit seinem Denken und Streben seinem Gestimmtsein, d. h. aber sich selbst, jeweils voraus. Und dieses Sich-Voraussein bekundet sich sowohl in denkender als auch in anschauernder wie in gestimmter Gestaltung. Der Mensch ist als homo aestheticus das sich selbst darstellende Wesen. Solche Darstellung geschieht auch in der Kunst, die als ursprünglicher Ausdruck des Menschseins so wenig wie Arbeit, Planen und Wissenschaft als »Luxus« abgetan werden darf, wenn man nicht den Menschen selbst als Luxuswesen dem normalarbeitenden Computer unter- oder überordnen will.

Der Mensch ist ein Wesen, das Sprache hat und doch in seinem Wesen unaussprechbar ist. Eine der Weisen, in der sich solche Unaussprechlichkeit als Ausdruck menschlichen Seins kundtut, ist die Musik. Sie läßt uns den Menschen und das Menschliche erleben, ohne daß wir gezwungen wären, dieses Erleben in Worte zu fassen. Der Mensch eröffnet sich hier – sprechend in Sprachlosigkeit. Ein Logos,

der Rede, aber nicht Aussage ist. Ein Logos, der nicht des Mythos bedarf, um zu erzählen. Der Mensch bekundet sich in der Musik in seiner Spontaneität, in seinen Affekten, aber auch in seiner Tragik, die alle Harmonie durchwaltet. Ein seine Gegebenheiten übersteigendes Wesen, transzendierende Sinnlichkeit, das ist der Mensch.

Transzendierende Sinnlichkeit, das ist auch Musik. Musik ist in ihrer Unaussprechlichkeit sinnlich gebunden. Ohne sinnliches Gestalten und ohne Hören geht da nichts. Und wem das Lesen der Partitur die Höchstform musikalischen Genusses ist, der liest gerade nicht nur, er hört, er erlebt. Musik bleibt unaussprechlich. Keine Interpretation holt eine Bachsche Fuge ein. Aber gerade das Beispiel der Fuge und nicht minder das einer Sonate und einer Symphonie zeigt die innere Form des musikalischen Kunstwerkes, das weit davon entfernt ist, die Ratio des Menschen zu verleugnen, wiewohl es durch diese nicht konstruierbar, sondern nur nachkonstruierbar ist, und das auch nur in Grenzen. Musik spiegelt in solcher Weise den Rhythmus des Lebens wider, Geburt und Tod, Tag und Nacht, Licht und Finsternis und in all dem die Freude des Lebens, Spiel, Tanz, aber auch Maske und – Zerfall. Form, die sich auflöst, um zu einer höheren Form zu werden, Mathematik, die gelebt wird, um sich so selbst zu überwinden.

Und in all dem: Transzendenz. In der Musik überschreitet der Mensch sein eigenes sichtbares Dasein, um ein Unsichtbares erklingen zu lassen, das doch er selbst ist, er selbst in seiner Tiefe, die ihm verborgen bleibt und die er doch hören kann, verstehend und mißverstehend zugleich. Musik ist deswegen aus sich heraus »religiös«, weil der Mensch homo religiosus ist, nicht nur dann, wenn er betet oder sich sammelt oder Ausschau hält, um nach dem Dunkel seines Lebens, Gott genannt, zu fragen. Der Mensch ist homo religiosus, weil er in seinem Sein auf eine unanschauliche Überwelt ausgerichtet ist, die ihn gefangenhält und zugleich fasziniert, Ängste auslöst und doch die Chance zur Befreiung bietet.

Musik geht hinein in dieses Reich der Freiheit, nach dem sich die Menschen sehnen. Musik ist so ursprünglich menschlich kommunikativ, wie keine andere Sprache. Sie vermag Menschen zu verbinden, das ist ihre ungeheure Macht. Aber diese Macht ist Ohnmacht zugleich. Dogmatiker üben durch ihre Thesen immer Herrschaft aus, Politiker leben davon, Philosophen wollen indoktrinieren, auch wenn sie zumeist herrschaftsunfähig sind. Musik ist und bleibt



Zu den Bildern:

Dr. Ludger Lohmann, Köln, spielte in der Eberhardskirche die neue Albiez-Orgel (56 Register, 3696 Pfeifen), die von Pfarrer Rainer Ruß vorgestellt wurde. Bei der Eucharistiefeier zum Schluß der Tagung sang der Chor Consensus Vocalis, Stuttgart, unter der Leitung von Christoph Denoix, Berlin.

ohnmächtig, sie vermag den Schein der Herrschaft schon gar nicht zu erreichen, ohnmächtig wie das Unausprechliche im Menschen selbst, das seine Macht nur selten kundtun kann.

Und Musik ist unvergänglich. Vergangenes können wir zum Klingen bringen, Musik ist ein lebendiges Beispiel für ein hermeneutisches Bewußtsein, denn eine streng historische Wiedergabe ist auch eine Weise der Deutung. Das Kunstwerk übergreift den Künstler, es ist von Intentionen her nie zu erfassen, höchstens zu erahnen. Intentionenforschung kann ein Kunstwerk sogar verfälschen; steht es doch als Werk notwendig in einer Wirkungsgeschichte. Das gilt in besonderer Weise von der Musik. Denn diese, die unver-

gängliche, ist zugleich die vergänglichste, vergänglich wie der Augenblick, der gar nicht zu sein scheint; wenn er da ist, ist er schon vergangen.

Musik ist vergänglich wie die Zeit, die nicht zu fassen ist und doch alles durchherrscht. Kein Ton bleibt, er wird immer abgelöst. Und der Schlußakkord erklingt hinein in die Fülle oder Leere des Alltags, in den rauschenden Beifall, in den Schein des Verstehens und in das peinliche Mißverständnis, das freilich auch den Denkenden begleitet. Ist es nicht, als ob Transzendenz zu uns hereinklinge, zu uns, die wir sie so oft abwehren, obwohl wir davon – vielleicht – fasziniert sind; denn wir sträuben uns gegen den Tod, auch wenn er uns zum Lichte führt oder führen soll. Das ist Faszination der Musik, uns dieses Reich zu erschließen im Hineingenommenwerden, ohne Leid, ohne Tod, der seit der Romantik den Schein der Verklärung mit sich trägt, und dennoch kaum begehrenswerter ist trotz Novalis »Hymnen«, Wagners »Tristan« und Rilkes »Orpheus«.

Es ist etwas Merkwürdiges um die vielen Menschen, die von Religion (sprich: Kirche) nichts mehr wissen wollen, und das Numinose der Musik entgegennehmen. Nehmen sie vielleicht doch mehr vom Leben mit, als in einem Katechismus geschrieben steht? Wäre Musik in diesem Sinn nicht einfach nur romantisch, sondern Lebensweg, Weg in ein Dunkel des Lebens hinein, Gott genannt, der dann doch als Licht aufleuchtet in Dantes »Paradiso«, in dem Schluß der »Fünften« Beethovens, in dem unbeschreiblichen »Non confundar in aeternum« Bruckners? Aufleuchtet und zugleich verborgen bleibt?

Musik als Leben und Tod, Macht und Ohnmacht? Licht und Dunkel, Freude, Schrecken, Angst und Friede? Bestünde also der ursprüngliche Bezug der Musik zur Theologie gerade darin, daß sie Verborgenes kundtut und die scheinbare Klarheit des Daseins durch ihr Sein in Frage stellt? Bitte beachten Sie, welche Chance damit der Musik zukommt in unserer vertechnisierten Arbeitswelt: Es geht um nichts Geringeres, als den Menschen und dem Menschlichen wieder den Freiraum zu geben, der ihm zukommt.

Tun wir solches auch in der Liturgie? Oder haben wir hier das Spiel, das Bild und das Symbolische in einer bedenklichen Weise abgeschafft, um einer Begriffswelt zu huldigen,

die sich als Wort Gottes tarnt und – gekonnt – Gott aus dem Spiel läßt. Finden wir die eigentliche Nähe der Musik zur Theologie, indem wir diese wieder neu an der Anbetung Gottes und damit am Kultus orientieren?

Denn Musik ist Vollzug, und zwar mehr als Denken ein geschichtlicher Vollzug. So vermag die Musik des 19. und 20. Jahrhunderts gerade in ihrer Zurückhaltung gegenüber religiösen und kirchlichen Zielsetzungen mehr von der Abwesenheit und damit von der intensiven Erfahrung des Absconditum bzw. des Deus absconditus zu künden als die Musik früherer Zeiten.



Musik kann auf Erlösung hinweisen und zur Toleranz mahnen. Sie zeigt die Großartigkeit unseres Lebensentwurfes und die Unabgeschlossenheit unserer Erfahrung. Sie läßt uns das Augenblickliche unserer Welt erleben. In einer darstellenden Kunst erleben wir so den Augenblick, das Schwindendste und zugleich Herrlichste unseres Daseins als Gegenwart, von Zukunft jeweils durchseelt. Die Herrlichkeit schwindenden Seins, das ist Musik, darum verdächtig für den Techniker und Technologen, der feste Pläne und Resultate will, verdächtig auch für den planenden Denker, der sich an seinen Theorien freut. Auch in Musik ist Rhythmus und Mathematik, aber jeder Plan und jedes Vorhaben, jede Komposition wird nur im Augenblick Wirklichkeit und setzt sich darum aus dem zusammen, was nicht zu sein scheint und doch wirklich ist, wirklich im Auf-uns-Zukommen und Vergehen.

So spricht Musik, indem sie den Augenblick verherrlicht, zugleich von dem Hintergründigen, von dem, das nicht meßbar ist. Sie, die Musik, an der so ziemlich alles meßbar ist, außer dem, was sie **ist**, mahnt uns nicht nur an das Mysterium, sondern an unsere Erlösungsbedürftigkeit.

Musik und Erlösung, dieses Thema hat in den letzten Jahrhunderten ganze Abhandlungen provoziert. Musik kann den Anspruch erheben, Erlösung des Menschen in einer zerfallenden Welt zu verkünden, d. h. nicht nur Lobpreis, sondern Vermittlung, Versöhnung, gerade da, wo alles auseinanderfällt, wo die Welt nur noch als Chaos begriffen werden kann.

Erlösung ist zunächst einmal ein menschliches Phänomen: der Mensch ist ein Wesen, das Erlösung, das heißt Befreiung braucht, Befreiung von Zwängen, und das heißt eine Heimkehr in ein Reich des Bei-sich-Seins, das der Mensch in sich findet und das im Tod zerbricht oder – weitergeht bzw. neu aufleuchtet. Befreiung von Zwängen geschieht in vielfältiger Weise, so durch Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse, durch Selbstverwirklichung mit oder ohne Psychoanalyse bzw. Gruppendynamik. Solche Befreiung geschieht nicht nur durch Mystik, sondern auch im christlichen Glauben.

Befreiung von Entfremdung, das geschieht auch durch Kunst. Ja, darin besteht der unverzichtbare existenzielle Anspruch von Kunst, daß der Mensch als sich darstellendes Wesen wirklich Mensch wird. Kunst vollzieht in solcher Weise die Selbstverwirklichung des Menschen und stellt sie zugleich dar.

Erlösung im christlichen Sinn hat einen Doppelcharakter: Da wird der Mensch durch Jesus Christus im Heiligen Geist zu einer neuen Freiheit geführt. Dem ist wirklich so. Und wo das nicht mehr ist, da ist kein Christentum, da sind nur noch Rudimente christlichen Glaubens, mögen sich diese auch als Gottesdienst, Predigt oder Theologie bezeichnen. Aber Erlösung besagt noch ein anderes. Erlösung bedeutet im Sinne des Philipperhymnus – und nicht nur in diesem Sinn – die Kenosis Gottes, die sich in der Schöpfung und in Jesus Christus vollzogen hat und sich auch weiterhin an uns vollzieht. Das Thema »Entsagung« wird auf diese Weise nicht einfach zum Programm einer christlichen oder pseudochristlichen Ascese, sondern ist konstitutiv für das Menschsein: Der Mensch ist Sein-zum-Tode.

Die Einheit des Doppelaspektes der Erlösung ist uns in Jesus Christus gegeben, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Musik vermag diesen Doppelaspekt darzustellen: die zerbrechende Existenz und Überwindung, ja sie vermag den Weg in die Auflösung als Lobpreis zu verkünden. In diesem Sinn ist freilich das Da-sein der Musik zugleich ihre eigene Verbergung, wie der Deus revelatus notwendig der Deus absconditus ist, sonst wäre er nicht der sich uns kundtuende, an den wir glauben müssen; denn wir können Gott nicht schauen.

In solchen Überlegungen verbirgt sich der Ansatz einer neuen Ästhetik, die mit Rosenkranz' »Ästhetik des Häßlichen« nichts mehr zu tun hätte, wohl aber Adornos »Ästhetische Theorie« aufarbeiten müßte; auch die Theologie könnte nur davon gewinnen, sich als zerbrechendes Denken zu verstehen.

Zerbrechendes Denken, das aber würde auch für die Theologie gelten. Denken zerbricht immer und drückt doch Verbundenheit aus. Denken ist schon da zerbrochen, wo es den Schein des Perfekten annimmt. Diese Einsicht als existentielle, oder schlichter gesagt, als Lebenseinsicht, dem Menschen zu vermitteln, das vermag das Denken nicht.

Glaube und Musik sind Seinsweisen, die solches vermögen: uns hinzuführen zu der Totalität eines zerbrechenden Lebens, in das wir hineingestellt sind (denn nicht wir haben uns geboren, und nicht wir haben den Tod erfunden), hineingestellt, um unser Leben zu leben und zu wagen, zu hoffen, weil, wie es philosophisch heißt, Seiendes nicht Nichts ist und, wie es theologisch heißt: weil Gott Liebe ist.«

Maria aus der Verkündigung im Altenberger Dom, 14. Jahrhundert



Christliche Meditation heute

19. April 1983 in Weingarten
28 Teilnehmer

26. Mai 1983 in Hohenheim
59 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Elisabet Plünnecke

Referentin:
Annemarie Borgwarth, Eutin

Im vergangenen Jahr hat die Akademie in einer offenen Tagung die Herkunft der verschiedenen Meditations-Kulturen vorgestellt, gegenwärtig geübte Formen geprüft und unterschieden, ob sie nur Mode, gefährlicher: Flucht aus der anstrengenden Realität seien, oder ob sie heilend wirken, Therapie sein können. Es war ein Tag der Information und Diskussion.

In diesem Jahr sollte geprüft und etwas geübt werden, wie die wiederentdeckte Meditation sehr wohl der Vertiefung, Verinnerlichung, Sammlung und Gelassenheit des Menschen dienen und wohltun kann. Wie auch aus anderen Kulturkreisen gewonnene Erkenntnisse, Erfahrungen, Anregungen der Vertiefung des Glaubens dienen und seine Lebenskraft und Fülle neu erfrischen können.

Meditation – recht verstanden – ist ja keine hermetische oder exotische Zauberei, sondern ursprünglich zum Menschen gehörend, nur leider oft – wie vieles Wesentliche – von Vordergründigem, Oberflächlichem, Zweitrangigem verdrängt.

Annemarie Borgwardt räumte die Vorurteile über Meditation weg: kein Gliederverrenken, sondern Gelassenheit durch Loslassen. Die Gedanken, die wie Affen herumrasen, sollen gesammelt werden, der Mensch in die Haltung des Schäfers gelangen, der still steht, wahrnimmt, überschaut. Der Meditierende schirmt sich nicht ab, isoliert sich nicht, sondern öffnet sich, deckt Räume auf, die durch Aufklärung und Industriegesellschaft verschüttet wurden, erfährt die Realität der Innenräume.

Christliche Meditation ist nicht Rausch, nicht Ekstase, sondern wachsame Besonnenheit, ein Erstaunen, das in der Welt, die den Erfolg an die erste Stelle setzt, verloren geht. Frau Borgwardt wanderte durch die Geschichte der Meditation mit ausgewogenen, anschaulichen Beispielen und prüfte, was heute möglich und gut ist, was aus der Tradition übernommen werden kann und was neu gesehen werden muß.

Deus vita vitae meae

Augustinus Conf. VII 1,2

Feministische Theologie

Tagung mit dem Verband der Religionslehrer in der
Diözese Rottenburg-Stuttgart e. V.

18. und 19. Juni 1983
Hohenheim
63 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Josef Funk

Referenten:
Dr. Bernadette Brooten, Tübingen
Dr. Hanna-Barbara Gerl, München
Gudrun Kaper, Oxford
Dr. Herlinde Pissarek-Hudelist, Innsbruck

Feministische Theologie – für viele ein Reizwort oder jedenfalls ein etwas irritierender Begriff. Was kann schon Feminismus mit »seriöser« Theologie zu tun haben?

Um so anregender wirkte da die Feststellung von Frau Dr. Herlinde Pissarek-Hudelist, daß es für sie als Theologin und Frau eine »Frage der Redlichkeit« sei, sich mit Feministischer Theologie zu beschäftigen. – Dies von einer Wissenschaftlerin, die nach dreißig Jahren Arbeit als Theologin an Schule und Universität vor drei Jahren begann, sich mit diesem neuen Bereich der theologischen Forschung zu beschäftigen.

Frau Pissarek-Hudelist stellte zunächst in ihrem Eingangsreferat die Entstehungsbedingungen für die Feministische Theologie dar, die in den USA von der amerikanischen Frauenbefreiungsbewegung angeregt wurde. Die persönliche Erfahrung der Frauen in dieser Bewegung wurde von diesen zum Teil auch in die Kirchen getragen, und sie stellten aus ihrem in der Frauenbewegung neugewonnenen Selbstbewußtsein auch neue Fragen an die Kirchen zur Rolle der Frauen in den Kirchen. Die USA boten für diese Entwicklung besonders günstige Voraussetzungen, gab es dort doch schon 1847 die erste Theologiestudentin. 1895 wurde die »Women's Bible« herausgegeben, ein Versuch zur Neuinterpretation der Bibel aus weiblicher Sicht. So wurden in den 60er Jahren unseres Jahrhunderts in den

USA die Grundlagen für die Feministische Theologie gelegt, in Europa zunächst aufgegriffen durch die Niederländerin Catharina Halkes (sie lehrt an der Katholischen Universität Nijmegen Feministische Theologie – in Europa wohl einmalig), in Deutschland durch Elisabeth Moltmann. – Besonders bemerkenswert ist auch die große Rolle, die Ordensschwestern in dieser neuen Bewegung in den USA spielen.

Zwei Richtungen sind in der Feministischen Theologie festzustellen: Die eine – in der Tradition der jüdisch-christlichen Offenbarung stehend – versucht, diese Überlieferung neu zu erforschen, neu auszulegen und damit von innen her zu verändern. Die andere Richtung erklärt diese Tradition von vornherein als zu androzentrisch, patriarchalisch und sexistisch und sieht eine Möglichkeit für Frauen nur im Auszug aus dieser Tradition, aus den Kirchen und in der Bildung einer neuen Religiosität. Führend ist hier die sicher nicht unbekannte Mary Daly.

Eine grundlegende Definition der Feministischen Theologie leistete die schon erwähnte Catharina Halkes in einem Artikel in Concilium. Danach bedeutet dieser Bereich der Theologie:

1. ein neues Verstehen, eine neue Hermeneutik der Offenbarung;
2. außerhalb der theologischen Überlieferung den Rückgriff auf Mythen, Bilder und Symbole, die unter dem spezifischen Aspekt des neuen Frauenbewußtseins neu gesehen werden;
3. eine Theologie, die sich mit der Beziehung Mann-Frau beschäftigt;
4. eine sogenannte »kontextuelle Theologie«, d. h. eine Theologie, die im Zusammenhang mit der Frauenbewegung in der Offenbarung geschieht;
5. eine »Genitivtheologie«, d. h. Frauen werden zu Subjekten der Glaubenserfahrung;
6. eine spezifische Form von »Befreiungstheologie«, entstanden aus der Sicht von Frauen, die sich als unterdrückt bzw. fremdbestimmt empfanden. Während sich aber die Befreiungstheologie – etwa südamerikanischer Prägung – in die Unterdrückten hineinzusetzen versucht, spricht die Feministische Theologie aus der Betroffenheit der Frauen selbst.

Ziel der Feministischen Theologie ist das Bemühen um eine »inklusive« Sprache, d. h. um Sprachformulierungen, die nicht von vornherein nur Männer ansprechen. (Wie oft

werden in der Bibel die »Söhne Gottes« genannt, z. B. Gal 3,26 – wo bleiben seine Töchter?) Grundlage dafür kann nur die Bibel sein, und je nach Standpunkt fordert die Feministische Theologie, die Bibel neu zu schreiben (M. Daly) oder aber sie neu zu lesen und verschüttete Überlieferungsstränge aufzudecken (z. B. Bernadette Brooten). Ein weiteres Ziel ist ein Überdenken des traditionell männlichen Gottesbildes hin zu einer ganzheitlicheren Sicht Gottes. Für einen Teil der Feministischen Theologie spielen dabei neuere Tendenzen in der Mariologie eine große Rolle.

Auch der zweite Teil der Tagung bot eine Fülle anregender Informationen.

Dr. Bernadette Brooten stellte ihre Forschungsergebnisse über »Frauen in leitenden Funktionen in der Urkirche« vor. Eindrucksvoll demonstrierte sie dabei »feministische Exegese«, zeigte, wie Jahrhunderte hindurch Bibelstellen, die sich mit Frauen beschäftigen, ignoriert oder umgedeutet wurden, um ein bestimmtes Frauenbild in der kirchlichen Tradition auszubilden. Grundsätzlich ist bei dieser »Neuinterpretation« jedoch zu beachten, daß auch bei schärfster Analyse die Geschichte der Frauen in der Urkirche fast immer nur durch Männer vermittelt wird, und somit nicht die Wirklichkeit der Frauen selbst, sondern nur eine Rekonstruktion dieser Wirklichkeit erfahren wird.

Dr. Brooten zeigte am Beispiel der Paulusbriefe, daß Frauen durchaus bedeutende Funktionen in der Urkirche innehatten; so läßt Paulus im Römerbrief eine »Diakonin« Phoebe grüßen. Interessant ist hier, daß sich Paulus diese Funktion auch selbst zuschreibt (1 Kor 3,5 u. a.), Phoebe also in einer bestimmten Funktion als sich gleichgestellt sieht. Weiter grüßt Paulus im Römerbrief andere, aus seiner Sicht für die Gemeinde offenbar wichtige Frauen, schließlich auch als Apostel den/die (?) »Junian«. Wir haben uns daran gewöhnt, wie es seit der Reformation üblich ist, hier »Apostel Junias« zu lesen. Tatsache ist jedoch, daß die ältere kirchliche Tradition seit Johannes Chrysostomos an dieser Stelle die Frau Junia begrüßt sah. Es ist schwierig, den Akkusativ »Junian« eindeutig zu interpretieren, doch zeigen Namensforschungen, daß es eine männliche Namensform »Junias« in der Spätantike gar nicht gegeben hat, der Name »Junia« dagegen sehr gängig war. Hier »zwang« offensichtlich der von Paulus Junia/Junias gegebene Titel »Apostel« die Exegeten, eindeutig



einen Mann anzunehmen. – Kann denn eine Frau Apostel sein?

Nicht verschwiegen werden können natürlich in diesem Zusammenhang die Stellen, in denen Paulus eindeutig eine Unterwerfung der Frau unter den Mann fordert (z. B. 1 Kor 11,3 und 11,7). Bei Paulus ist bezüglich seiner Einschätzung der Bedeutung der Frau eine Ambivalenz festzustellen, – eine Ambivalenz, die jedoch in den folgenden Jahrhunderten in der Kirche eindeutig zuungunsten der Frau entschieden wurde. Es stellt sich die Frage, ob diese Entwicklung theologisch notwendig und unveränderbar ist.

Der die Tagung abschließende Vortrag von Dr. Hanna-Barbara Gerl führte über den theologischen Bereich hinaus zur allgemeinen Frage nach der Herkunft männlich geprägter Theologie und stellte den Prozeß der Bewußtwerdung der Frau in einen breitangelegten philosophisch-anthropologischen Rahmen.

Dr. Gerl versuchte, durch Einteilung der Menschheitsgeschichte in vier historisch aufeinanderfolgende Strukturprinzipien Einblicke zu geben.

Nach ihrer Auffassung liegt der Ursprung der Menschheit in

einer – historisch nicht mehr zu fassenden, nur aus Mythen und Traumvorstellungen rekonstruierbaren – »Archaischen Struktur«, in der der Mensch ungetrennt in Einheit mit dem All, mit Gott, lebte.

In einer zweiten, der »Magischen Struktur« – für Gerl die früheste historische Gestalt aller Kulturen –, löst sich der Mensch aus dem Einklang mit dem All, erlebt jedoch dabei kein Ich-Bewußtsein, sondern lebt eingebunden in eine Gruppe, deren Vorstellungen ihn prägen. Es ist die Zeit der Mutter, der Frau, die als Behüterin und Bewahrerin des Kleinkollektivs, als die Lebensträgerin und Lebensspenderin für unentbehrlich erachtet wird. In der dritten Phase, der »Mythischen Struktur«, beginnt die Bewußtwerdung des Innen gegen das Außen, die Bewußtwerdung des Ich. Es ist eine Phase des Gleichgewichts zwischen Mann und Frau, wie es sich symbolisch im Schachspiel ausdrückt, wo der König feststeht, die Ordnung prägt, die Königin jedoch die Züge macht; es ist die Phase der Helden und Heldinnen (vgl. das Nibelungenlied), in der – ebenso wie ein Gleichgewicht zwischen Mann und Frau herrscht – auch zwischen Gut und Böse nicht entschieden wird. Sprachlich schlägt sich das z. B. noch in den Wörtern »deus« (lat. = Gott) und »devil« (engl. = Teufel) nieder, die dieselbe Wurzel haben. Die letzte, die »Mentale Struktur«, leitet schließlich über zum Vater-Prinzip, zur Herrschaft des Mannes. Es ist die Zeit, in der der Mensch sich aus der psychischen Unent-

schiedenheit befreit, aus der Gruppe zu Personalität und Identität, aus der moralischen Unentschiedenheit zur eindeutigen Benennung von Gut und Böse. Es ist dies historisch die Zeit der griechischen Philosophie, der jüdischen Heilslehre, des römischen Rechts – die Zeit der Eindeutigkeiten. Der Wert dieser Phase für die Entwicklung des Menschen kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, hinter sie kann nicht zurückgegangen werden. Diese Feststellung ist besonders wichtig im Hinblick auf die Forderung radikaler Feministinnen nach Rückkehr zum Matriarchat. Problematisch ist jedoch – so Gerl –, daß diese »Mentale Struktur« sich immer mehr zu einer einseitigen Betonung des Mannes und – damit verbunden – zu einer Unterordnung des »anderen«, der Frau, entwickelt hat. Aus dieser Spätphase gelte es, sich herauszuentwickeln, zu einem »integralen Menschsein« zu finden, also zu einem Menschsein, das alle Strukturen, die in ihm angelegt sind, gleichermaßen verwirklicht. Den Impuls zu diesem integralen Menschsein müsse die Frau geben.

Es wäre verlockend, mit dieser Zielvorstellung zu schließen, doch würde dies der Tagung wohl nicht ganz gerecht. Deren vorrangiges Ziel war die Information und die Einführung in einen für viele noch neuen Bereich theologischen Denkens und religiösen Empfindens. Dabei sind verborgene Fragen aufgeworfen und gute Gespräche geführt worden. Die Akademie wird sich auch künftig mit diesem Thema beschäftigen.

Ehe war und wird anders

21.–23. Oktober 1983

Weingarten

51 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Referenten:

Otto W. Braun, Ravensburg

Prof. Dr. Hans Rotter SJ, Innsbruck

Prof. Dr. Karl Schwarz, Wiesbaden

Prof. Dr. Herbert Schweizer, Heidelberg

Prof. Dr. Gregor Siefer, Hamburg

»Ehe ist geschichtlich. Das heißt zum einen, daß sie nicht total beliebig ist. Das heißt aber auch zum anderen, daß sie in ihren Formen geschichtlich veränderbar und gestaltungsbedürftig ist.« – So lautete die Ausgangsthese der Tagung, entnommen dem Buch von Hans Kramer, mit dessen Titel die ganze Veranstaltung überschrieben war: Ehe war und wird anders.

Ausgehend von Ingmar Bergmans »Szenen einer Ehe« führte ein intensives Gespräch über eigene und fremde Betroffenheit, über Erfahrungen mit Ehe (teils im Plenum, teils in Gesprächsgruppen) in die Tagungsproblematik ein. Dabei wurde gleich deutlich, unter welcher hohen Anforderungen heute die Ehe steht. Mit idealistisch zu hochgespannten Erwartungen überfordern sich Eheleute oft selbst. Die Veranschaulichungen von Otto W. Braun aus seiner

Praxis als Eheberater und Familientherapeut erwiesen sich an diesem Abend, wie auch im weiteren Verlauf der Tagung, als hilfreich und nützlich.

Der Bevölkerungswissenschaftler Professor Karl Schwarzschilder schilderte die Fakten zur Ehe, wie sie war und wie sie ist (im wesentlichen bezogen auf deutsche Verhältnisse). Deutlich wurde eine kontinuierliche starke Zunahme der Heiratsneigung in den vergangenen 150 Jahren, begleitet von einer Abnahme des Heiratsalters. Vor etwa zwanzig Jahren kehrte sich dieser langanhaltende Trend um; seit über zehn Jahren gibt es mehr Ehelösungen als Eheschließungen. Immer mehr Funktionen von Ehe und Familie gingen in den letzten Jahrzehnten verloren. Die Form heutiger Ehe ist etwas Neues: eine hochpersonalisierte Intimgemeinschaft und daher notwendig eine in hohem Maße gefährdete, instabile und risikoreiche Beziehung.

Dem Moralthologen Professor Hans Rotter ging es in seinem Referat vor allem um Gesichtspunkte, die traditionelle kirchliche Lehrmeinungen und moralische Normen betreffen. Er zeigte auf, daß heute auch dort, wo Ehe und eheliches Leben von der kirchlichen Moralthologie her eindeutig normiert war, ein Wandel stattfindet und stattfinden muß.

Im Lichte der modernen anthropologischen Erkenntnisse bedürfe die kirchliche Ehe- und Sexualmoral in manchen Punkten einer gewissen Neuformulierung. Dies gelte besonders für die kirchlichen Aussagen über Empfängnisverhütung, über Homosexualität, über Masturbation als schwere Sünde, über die Bewertung des Zusammenlebens in einer illegitimen Zweitehe und anderes. Der Blick in die eigene Geschichte und eine kritische Prüfung der katholischen Tradition könne dabei hilfreich sein. Rotter unterstrich seine grundsätzlich positive Einschätzung einer veränderten Einstellung zu Sexualität und Ehe gerade auch im Interesse eines biblischen und christlichen Verständnisses: die Bindung der Sexualität an personale Partnerschaft, die Emanzipation der Jugend in freier Partnerwahl oder – damit verbunden – die Emanzipation der Frau. Es sei keinesfalls zu halten, daß ehelicher Verkehr nur in der Absicht oder wenigstens in der Bereitschaft zur Zeugung erlaubt sei. Der Gedanke des letzten Konzils von der verantworteten Elternschaft verlange geradezu Empfängnisverhütung. Auch könne man sich Situationen vorstellen, in denen die Zeugung eines weiteren Kindes (ja sogar schon des ersten Kindes) nicht zu verantworten sei – ohne daß dadurch jedoch die

Gültigkeit der betreffenden Ehe in Frage gestellt werden dürfe. Es komme entscheidend darauf an, daß das, was geschieht, vor dem Gewissen zu rechtfertigen sei, und daß man versuche, die besten und geeignetsten Mittel zu wählen, um das zu erreichen, was notwendig ist.

Auch bezüglich der Wiederverheiratung Geschiedener bahnt sich nach Meinung Rotters eine Änderung in der Einstellung an. Wenn sich zeigt, daß eine Rückkehr zum verlassenen Partner nicht mehr möglich ist, wenn gegenüber diesem verlassenen Partner die Forderungen der Gerechtigkeit erfüllt werden, wenn die Zweitehe in einem christlichen Geist treu gelebt wird und alle schweren Sün-

Pablo Picasso



den der Vergangenheit aufrichtig bereut werden, könnten solche Menschen zu den Sakramenten zugelassen werden. Die Integration des Geschlechtlichen in diese Beziehung kann nicht in Frage stehen. – An der prinzipiellen Unauflöslichkeit der Ehe ist natürlich festzuhalten, gehört doch der Wille zur Dauer zu jeder echten Liebe. Zu beachten ist, daß es im Gebot Christi nicht um ein Gesetz geht, das um jeden Preis durchzuführen ist, sondern um die Echtheit der Liebe.

Mit dem Aufweis verschiedener Risiken und Gefahren wurde unterstrichen, daß kein Beitrag zur allgemeinen Verunsicherung geleistet werden sollte, es gelte vielmehr, auch im Bereich der Sexualität zwar veränderte, aber doch klare Normen wiederzugewinnen.

Den scholastischen Gedanken »Das Gute ist das der Wirklichkeit Gemäße« seinen Ausführungen voranstellend, entwickelte der Religionssoziologe Professor Gregor Siefer in zwölf Thesen seine Forderung nach Ehe und Familie als Verwirklichung von Kirche, für Siefer eine der Voraussetzungen zum Überleben der Kirche als sozial relevanter Größe in unserer Gesellschaft. – Der Familiensoziologe Professor Herbert Schweizer widmete sich den Entstehungsbedingungen heutiger Ehe und Familie. Er betonte die Bedeutung der Familie als eines aktiven Handlungszen-trums. Sie könne nicht aus sich selbst heraus existieren, sondern bedürfe verlässlicher sozialer Netze (Freundes-kreis, Verwandtschaft u. a.) als stützender Umgebung. Normative Muster müßten erhalten werden, ohne aber eine einzige institutionalisierte Form für verbindlich zu erklären. Auf dieser Tagung »Ehe war und wird anders« war es allgemeine Überzeugung, daß die Ehe Zukunft hat. Als institutionalisierte Form wird sie wohl in einem auf Dauer offeneren Feld möglicher Partnerbeziehungen weiterhin dominieren. In ihrer heutigen Ausprägung als hochpersona-lisierte Intimgemeinschaft stellt sie sehr hohe, in dieser Form noch nicht dagewesene Ansprüche an den einzelnen Menschen und Christen. Bei einem erhöhten Risiko zu scheitern ist Ehe heute vor allem auch eine große Chance.

Emanzipation des Mannes

Zum Wandel eines Rollenbildes

19./20. November 1983
Hohenheim

79 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer

Referate:

Abschied von Laios?

Zur psychologischen Situation des Vaters in der familiären Beziehungswirklichkeit

Dr. Helmut Pauls, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Psychologischen Institut (Abteilung Angewandte und Klinische Psychologie) der Universität Bonn

Mann sein – heute

Gesellschaftliche Bedingungen für die Ausprägung von Geschlechtsrollen

Prof. Dr. Roland Eckert, Professor für Soziologie an der Universität Trier

Emanzipation von Frauen: Anspruch an Männer
Feministische Perspektiven auf den »neuen Mann«

Prof. Dr. Ilona Ostner, Professor für Frauenforschung im Bereich Sozialarbeit der Fachhochschule Fulda

Die Mitte des Lebens: Krise oder Entwicklung zur Ganzheit?

Prof. Dr. Erhard Olbrich, Professor für Psychologie (Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters und Alters) an der Universität Gießen

Der nicht ganz unproblematische Titel der Tagung, die Themen und die Fragen, die mit der Emanzipation der Frau und des Mannes zusammenhängen, lockten ältere und jüngere Jahrgänge, darunter mehr Frauen als Männer, in das Tagungsgebäude nach Hohenheim. Gesucht war der »neue Mann«, sein Rollenbild im Hinblick auf sich selbst und auch in Beziehung zur »modernen« Frau, die sich ihrer Persönlichkeit gerade als Frau bewußt ist und sich nicht mehr vom Mann her definiert.

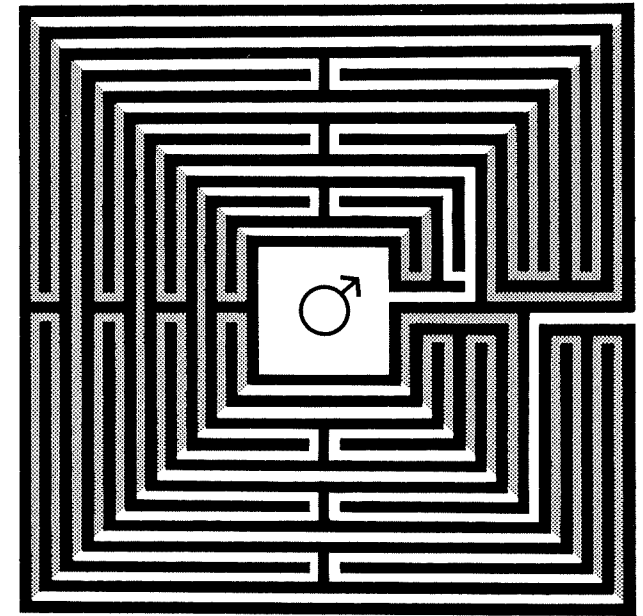
Über die Ganzwerdung des Mannes in der Mitte des Lebens sprach Professor Olbrich, Gießen. Die Ganzwerdung des Mannes, wie auch der Frau, setzt psychische Arbeit, Binnenarbeit der Persönlichkeit voraus. Daß das Bemühen darum dringend geboten ist, verdeutlichte der Psychologe an der »Krise in der Mitte des Lebens für den Mann«; daß dies in unserer Gesellschaft auch möglich wird, darin sah er die Bedeutung der Leitthematik »Emanzipation

des Mannes« und der Tagung, die er mit initiiert hatte. Erikson folgend markierte der Referent die wichtigsten Etappen der Persönlichkeitsentwicklung, vor allem Identität und Intimität als Voraussetzung für die Möglichkeit zur Generativität im mittleren Erwachsenenalter. Dann müßte einem Mann folgender Ablösungsprozeß gelingen: Weisheit anstelle körperlicher Kraft, Sozialisierung statt Sexualisierung in der menschlichen Beziehung, Flexibilität statt Verarmung in emotionalen Beziehungen zu Personen und Sachen, geistige Beweglichkeit statt geistiger Starrheit. Mit C. G. Jung gelte es, den (meist verborgenen) Schatten eigener Verhaltensweisen zu akzeptieren, gelte es vor allem – das »Meisterstück« –, »animus« und »anima« zu integrieren: spätestens in der zweiten Lebenshälfte muß ein Prozeß der Ganzwerdung einsetzen. Mit den Ergebnissen moderner Androgynieforschung belegte Olbrich, daß Fixierung auf männliche (oder auch weibliche) Verhaltensrollen oft nur stereotype, nicht individuell gestaltete Lebensentwürfe gestatte; erst das breite Spektrum der Erlebnisfähigkeit beim androgynen Menschen (im weiteren Sinne) breche diese Engführung auf. Der Mann, der seine »anima« erkennt, wird freier in seinen Möglichkeiten, entwickelt aber auch Freiheit auf die Frau hin.

Altern als Vollendung

Aus dem sehr gehaltvollen Vortrag von Professor Olbrich dokumentieren wir den Abschnitt »Altern als Vollendung«:

»Die aktive Arbeit der Person bei der Entwicklung wurde bislang stets herausgestellt. In der ersten Lebenshälfte geht es unzweifelhaft um die Entwicklung des Individuums, seine Festsetzung in der Gesellschaft und um seine Fortpflanzung, es geht um die beginnende Sorge für die Nachkommenschaft. Aber ist menschliche Existenz mit der Erfüllung solcher »Naturzwecke« erschöpft? Jung stellt schon die Frage, ob nicht das Erwerben und Weitergeben von Kultur den Sinn der zweiten Lebenshälfte ausmachen. Bei primitiven Stämmen sehen wir fast stets die Alten als Hüter der Mysterien und Gesetze, und in diesen drückt sich in erster Linie die Kultur des Stammes aus. Wir sind uns in unseren hochentwickelten, straff organisierten und häufig auf Leistungsziele ausgerichteten technologischen Gesellschaften wohl noch bewußt, daß die Alten die »Brückenköpfe zum Heiligen« (Gutman, 1980) sind. Aber rufen wir die Weisheit unserer alten Menschen ab? Sind uns die alten



Menschen die Mittler zum Geistlichen, zum Vollständigen? Wieder beginne ich mit der Darstellung von Entwicklungsaufgaben, die der Mensch nach der Lebensmitte zu lösen hat, bevor er »ganz« werden und der jüngeren Generation ein Modell erfüllten Alters vorleben kann. Ich schließe mich jetzt C. G. Jung an.

Auch nach Jung soll der Mensch in der ersten Lebenshälfte sein Ich immer mehr stärken, soll in der Welt seinen festen Stand finden und sich behaupten können. Dazu entwickelt er eine Persona, eine Maske hin zur Außenwelt, eine Art äußere Schale, die wie ein Rollenkostüm wirkt. Der Persona obliegt es, die vielfältigen Beziehungen zur Außenwelt herzustellen.

Indem der junge Mann aber die Rollen seines nach außen gerichteten Lebens lebt, und je ausschließlicher er sich auf ein bloßes Funktionieren in seiner Umwelt ausrichtet, um so mehr schließt er den anderen Teil seiner Existenz aus, jenen inneren Teil, der nicht auf Selbstbehauptung und bewußtes Interagieren mit der Umwelt gerichtet ist. Eine der Aufgaben der zweiten Lebenshälfte ist »der Weg nach innen«. Er bringt Ergänzung. Aber noch in manch anderer Hinsicht gilt es, im Erwachsenenalter eine Ganzheit zu

erreichen. Denken und Fühlen, Intuieren und Empfinden sind zu integrieren; Bewußtes und Unbewußtes ist im Selbst – der ›psychischen Ganzheit des Menschen‹ (Jung, 1963, S. 170) – zusammenzuführen.

Eine große Aufgabe ist die Akzeptierung des Schattens. Der Schatten ist am besten als das nicht gelebte Leben der Person zu verstehen, das sich im Unbewußten als das Gegenteil des gelebten Lebens konstituiert. Der Schatten der bewußten Ideale des Verstandes sind etwa die unbewußten Triebstrebungen des Menschen, der Schatten der intensiv gelebten Güte vielleicht die untergründige Aggression. Dem bewußt gelebten Verhalten eines Menschen entspricht in der Tat oft eine konträre Einstellung im Unbewußten. Den ungelebten Schatten anzunehmen, das nennt Jung das Gesellenstück der zweiten Lebenshälfte. Wohlgermerkt spricht er von Annahme des Schattens, also von einer Vereinigung des Gegensätzlichen in der Person. Nicht das Über-Bord-Werfen bisheriger Werte und Lebensformen macht eine Akzeptierung des Schattens aus, sondern die Integration dieser mit ihrem Gegenteil. Der harte Geschäftsmann beispielsweise, der seine fürsorglichen und zärtlichen Tendenzen entdeckt und sie mit seinem vorherigen Verhalten zu verbinden versteht, integriert seinen Schatten – nicht etwa derjenige, der aus dem Geschäftsleben ›aussteigt‹ und ein alternatives Leben der bloßen Fürsorglichkeit und Zärtlichkeit beginnt.

Die zweite Aufgabe nach der Mitte des Lebens ist die Integration von animus und anima. Jeder Mensch trägt weibliche und männliche Züge in sich. In der ersten Lebenshälfte entfalten wir meist nur die eine Seite, die andere ist dennoch (im Unbewußten) präsent. Die zweite Lebenshälfte ist die Zeit der Integration beider Pole. Es ist eine Zeit der ›Ganzwerdung‹. Doch gelingt diese nicht leicht. Jung erkennt den verdrängten animus der Frau in festen Meinungen, unerschütterlichen Prinzipien, bei intellektuellen Frauen als ein ›kritisch sein sollendes Argumentieren und Raisonieren‹ (GW Bd. 7, S. 229). Werden diese kritisch hinterfragt, können die oft unbewußten Voraussetzungen für die klaren und harten Prinzipien offengelegt werden, kann ein ›Einfallstor‹ für eigenes Unbewußtes bei der Frau geöffnet werden. In diesem – so meint Grün (1981) – ruhen fruchtbare und schöpferische Kräfte, die für die Selbstwerdung notwendig sind.

Die anima im Manne äußert sich in weichen, schöpferischen Zügen, oft in stark gefühlsbetontem Verhalten. Das fürsorgende, aber auch das launische Prinzip wird angesprochen, das dem ordnenden, Sinn suchenden und harte Regelungen durchsetzenden männlichen Prinzip entgegengesetzt scheint. Integration von beiden Prinzipien ist nach Jung erstrebenswert, also ein Hören auf die Affekte und Launen, eine Entfaltung der Zärtlichkeit und der Gefühlskräfte, und dies ohne das Männliche aufzugeben. Lebendigkeit, Flexibilität und zugleich Geordnetheit erlangt der Mann, der anima und animus zu integrieren vermag.

Schließlich kann Ganzheit erreicht werden durch Individuation. Damit ist das unverwechselbare Ich-Selbst-Werden gemeint.

Das Freiwerden von der Persona ist angesprochen, von der äußeren Maske, die mich selbst verbirgt und die mich gleichzeitig abschirmt. Das innere Werden der Person ist gemeint, die sich mit ihren animus- und anima-Anteilen, mit ihrem Schatten, ihrem Bewußten und Unbewußten so hat, wie sie ist. Damit verbunden ist eine Befreiung von den Projektionen: Wer sich auch in seinen unbewußten Komponenten so hat, wie er ist, der braucht weniger von seinem abgelehnten Leben auf andere zu projizieren. Er kann sein Gegenüber deutlicher so erkennen, wie es ist, kann ihm, dem Individuum, selbst auch als Individuum begegnen.

Jung beschreibt Möglichkeiten der Ganzwerdung und der Vollendung der Person in der zweiten Lebenshälfte. Er zeigt einen Weg auf, der als bereichernd erlebt wird. Es ist ein Weg, der psychisches Leben in einer Ganzheit ausschöpft, die subjektiv zum Erleben der Erfüllung führen wird. Es ist ein Weg, auf dem Binnenleben wichtiger wird – ohne daß das Empfinden des Verlustes schmerzhaft hervortritt.«

Die Referate dieser Tagung sind im Materialdienst der Akademie erschienen (Heft 10/1983) und können durch das Sekretariat zum Preis von 5,- DM bezogen werden.

»Schrei, Wahrheit, schrei...«

Christliches Zeugnis im Widerstand 1933–1945

26./27. Februar 1983
Weingarten
42 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer

Referate:
Max Josef Metzger. Lebenszeugnis für Frieden und
Ökumene
Martha Reimann, Meitingen

Eugen Bolz. Politischer Widerstand aus gläubiger
Verantwortung
Prof. Dr. Joachim Köhler, Tübingen

Ein Märtyrer im Zwielficht – Dietrich Bonhoeffers Rolle im
Widerstand
Dr. Ferdinand Schlingensiepen, Düsseldorf

Zeugnis und Widerstand. Überlegungen zu Begriff und
Sache
Prof. Dr. Heinz Hürten, Eichstätt

Im 50. Jahr der Übernahme der Macht durch die Nationalsozialisten arbeitete die Akademie, wie schon im Vorjahr, die anstehende Problematik auch unter dem Gesichtspunkt des Verhaltens der Kirche im Nationalsozialismus und ihres Verhältnisses zu ihm auf. Auf der Tagung »Schrei, Wahrheit, schrei...«, auf der drei Männer des Widerstands, Max Josef Metzger, Eugen Bolz und Dietrich Bonhoeffer dargestellt wurden, ging in einem grundsätzlichen Referat Professor Heinz Hürten der Frage nach, ob und inwieweit kirchlicher Widerstand möglich oder unmöglich, erforderlich und geboten oder sinnlos und selbstzerstörerisch war, eine in der Geschichte und bis heute immer wieder aktuelle Frage.

Professor Hürten meinte, wenn man Widerstand als rein politische Größe verstehe, konnte die Kirche als Kirche weder Widerstand leisten noch dazu aufrufen. Entspre-

Christian Rohlf: Der Gefangene



chend ihrem religiösen Auftrag mußte sie die Gläubigen allerdings darauf vorbereiten, dem Regime und seiner Ideologie zu widerstehen. Es gab die Möglichkeit der Verweigerung, der Bewahrung des Eigenen in der Kirche, was für das Regime mit seinem totalitären Anspruch ein Störfaktor sein mußte. Es gab in sehr beschränktem Umfang die Möglichkeit des Nichtmitmachens bei zwar üblichem, aber nicht unbedingt gebotenen Verhalten, wie beispielsweise die Nichtbeteiligung beim Boykott jüdischer Geschäfte. Bischof Graf Galen von Münster protestierte öffentlich in seinen Hirtenbriefen und auf der Kanzel gegen die Tötung des sogenannten lebensunwerten Lebens. Zu einem Widerstand im engeren Sinne, der eine gewaltsame Beseitigung des bestehenden Regimes als Ziel gehabt hätte, konnte die Kirche jedoch nicht aufrufen, da dies weder im Nationalsozialismus noch in anderen Regimen und Systemen ihre eigentliche Aufgabe ist.

Genau an dieser Frage entzündete sich natürlich die Diskussion zwischen den Referenten und Tagungsteilnehmern. Die Kirche scheute die Konfrontation mit dem Regime, um zu überleben und auch um wenigstens innerkirchlich die ihr verbliebenen Seelsorgemöglichkeiten zu retten. Sie wollte keine Märtyrer. Handelten also die vorgestellten Persönlichkeiten und wie sie viele andere ohne ihre Kirche, vielleicht sogar gegen sie? Inwieweit hat daher heute die Kirche ein Recht, sich auf sie zu berufen? Legten sie ein christliches Zeugnis im Widerstand, bestätigt zuletzt durch ihr eigenes Blut, ab, oder waren sie »nur« politische Widerstandskämpfer? Unbestritten ist sicher ihre subjektive Redlichkeit, ihr sensibles Gewissen, die Kraft des Glaubens und ihr Mut, gegen den Strom zu schwimmen, auch wenn sie in diesem Strom, ja in diesem Meer der Lüge, zunächst einmal untergegangen sind.

Die Kirchen und das Dritte Reich (IX)

Pfarrer in Konfrontation mit dem Nationalsozialismus

Akademieabend in Stuttgart-Hohenheim
Mittwoch, 18. Mai 1983
34 Teilnehmer

Leitung:
Dieter R. Bauer

Referent:
Dr. Raimund Baumgärtner, München

Die nach wie vor drängende und wichtige Aufgabe der Beschäftigung mit der Zeit nationalsozialistischer Gewaltherrschaft, besonders aber auch mit der Rolle der Kirchen und einzelner Christen in dieser Zeit bildete auch in diesem Jahr des besonderen Gedenkens an die »Machtergreifung« – wie schon in der Vergangenheit – einen Schwerpunkt unserer Arbeit.

Um eines bitte ich: Ihr, die ihr die Zeiten überlebt, vergeßt nicht. Ja, ich möchte, daß man jene nicht vergesse, die treu und standhaft gekämpft haben. Nicht zu ihrem Ruhme. Aber als Beispiel für andere.

Julius Fucik, hingerichtet am 8. 9. 1943

Was für ein Trost liegt im Glauben in so schweren Stunden der Prüfung, wie ich sie durchlebe. Wahrlich, wir Kinder des Vaters haben nichts zu fürchten. Nichts kann geschehen, was uns nicht zum Segen würde, wenn wir es aus des Vaters Hand entgegennehmen . . . Ich habe in dieser »Welt« meinen Glauben nicht bedroht gefunden, sondern erfuhr aufs neue ihn als Kraft und Gnade. Je mehr ich über alles nachdenke, um so klarer wird mir wieder, daß im letzten Grund alles Leben sinnlos wird ohne ihn und alles einen letzten Sinn erhält von ihm.

Max Joseph Metzger

Macht der Verführung

Sprache und Ideologie des Nationalsozialismus

29./30. Januar 1983
Stuttgart-Hohenheim
87 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer

Referenten:
Dr. Rudolf Günther, Tübingen
Prof. Dr. Kurt Lenk, Aachen
Prof. Dr. Erich Straßner, Tübingen
Dr. Lutz Winckler, Tübingen

siehe umseitigen Artikel

Die demagogische Redekunst der Nazigrößen ergänzte »gewaltfrei« die Gewaltaktionen

Unter welchem Gesichtspunkt auch immer jemand sich mit dem Nationalsozialismus beschäftigt – an einem Phänomen führt beim Quellenstudium kein Weg vorbei: Das sind die brüllenden, fratzenschneidenden und vehement gestikulierenden Propagandaredner, sei es Adolf Hitler oder einer seiner Stellvertreter, deren Wortgewalt vor 50 Jahren angeblich die ganze Nation fasziniert hat. Zumindest die Nachkriegsgeneration steht dieser Erscheinung ziemlich verständnislos gegenüber. Was kann daran so »verführerisch« gewesen sein? Hier auf eine Antwort zu suchen, ist Teil jener »Forschungsarbeit«, die jeder leisten muß, der seinen Teil zum Funktionieren einer gesunden Demokratie beitragen will.

Gelegenheit dazu war am vergangenen Wochenende in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Hohenheim. Vier Wissenschaftler haben dort ihre Erkenntnisse zum Thema »Macht der Verführung. Sprache und Ideologie des Nationalsozialismus« vorgetragen. Professor Kurt Lenk, Ideologieforscher aus Aachen, lieferte den historischen Hintergrund vom Erfolg und Aufstieg der »spintierenden Politsekte« aus München zur »Volkspartei«. Lenks Beispiel für den Umgang der Nationalsozialisten mit der Sprache war deren eigene Namensgebung: Zwei Traditionsstränge, Nationalismus und Sozialismus, »zusammengebogen in eine brisante Spannung«, mit neuem Inhalt versehen, ergaben einen »kerndeutschen« nach Volksgemeinschaft und Pflichterfüllung klingenden neuen Begriff. Dies, meint Lenk, sei auch eine der Charakteristiken aller nationalsozialistischen Texte: Man darf ihnen nie aufs Wort glauben, sondern muß die Inhalte kennen, mit denen die Nationalsozialisten sie gefüllt haben.

Genau wie die Nationalsozialisten für ihre Ideologie Fahnen, Lieder und Traditionen »rechts und links geklaut«

haben, sind sie auch mit der Sprache umgegangen. Der Tübinger Linguist Erich Straßner belegte anhand vieler Beispiele, wie die »Sprachbeeinflussung« nationalsozialistische Ideen langsam, aber gezielt ins Bewußtsein der Leute einfiltrierte, ehe diese sich dessen bewußt wurden. Wörter wie Proletariat oder Ausbeutung, Arbeiter oder Sklave waren vertraute Klänge mit neuem Sinn. Dabei fällt auf, so Erich Straßner, daß die Nationalsozialisten ihren Wortschatz bei den Deutsch-Nationalen und Bündischen holten, wenn es um Ideologie ging, für die Formulierung aktueller Probleme aber Anleihen bei den Sozialdemokraten machten.

Diese Beobachtungen gelten hauptsächlich für die Zeit vor der Machtübernahme. Von 1933 an war man dann nicht mehr zimperlich. Die benutzte Sprache in Schule und Massenmedien unterlag einer rigiden Kontrolle. In Wörterbüchern wurden Begriffe »ausgemerzt« und neue eingefügt, etwa »Aufartung«, »Blutbewußtsein« oder »Rassenbrei«. »Blutvergiftung« erklärte Meyers Lexikon nach 1933 mit »Verfallserscheinung in Völkern«. Sprachregelungen für Journalisten wurden in »Tagesparolen« ausgegeben. So durfte vom Dezember 1937 an das Wort »Völkerbund« nicht mehr in der Presse auftauchen, denn »es existiert nicht mehr«. Von September 1939 an durfte es schwarz auf weiß keinen »Krieg« mehr geben und das Wort »Frieden« sollte »viel mehr aus deutschen Tageszeitungen verschwinden«. Als weitere Merkmale der Sprache im Dritten Reich nennt Straßner die Superlativmanie, eine Häufung von Schlagwörtern und Abkürzungen sowie eine zunehmende Brutalisierung der Sprache, in der die (andersdenkenden) »Parasiten, Schädlinge oder Gottesgeißeln zusammengehauen, erledigt oder fertig gemacht« gehören. Diese verordnete

Gleichschaltung von Sprache und Denken, sagt Straßner, war mit einer der Ursachen dafür, daß die Nationalsozialisten ohne wesentliche innere Opposition regieren konnten.

Am konkreten Beispiel von Hitlers Rede am 1. Mai 1933 bei der Massenkundgebung auf dem Tempelhofer Feld in Berlin zeigte Lutz Winckler, Sprachwissenschaftler aus Tübingen, wie Hitlers demagogische Redekunst sozusagen »gewaltfrei« die Gewaltaktionen der Nationalsozialisten ergänzte. Auf die Emotionen der Zuhörer zielend waren die Propagandareden selbst alles andere als spontan. Wichtiges Beiwerk war die Inszenierung der Reden wie Aufmärsche, Schmuck oder der Ort des Auftritts. Die Art der Gestik und des Pathos, rhetorische Stilmittel Hitlers, die uns heute eher fremd sind, sollten damals für die »Entrückung« des Publikums sorgen. Bei den Diskussionsrunden freilich wollten sich die Teilnehmer nicht auf den sprachlichen Aspekt beschränken. Dem kam auch das Referat des Tübinger Psychologen Rudolf Günther entgegen, der ausführte, daß Vorurteile die Verbreitung nationalsozialistischer Ideen begünstigt haben. Da Vorurteile keine spezifische Erscheinung der zwanziger Jahre sind, war auch der Sprung zur Gegenwart nicht mehr groß. Die Frage »Wie konnte es dazu kommen?« ging über in »Wie gefährdet ist unsere Demokratie?« und »Was können wir tun, um sie zu stärken?«

Auch hier erwiesen sich die vier Referenten als kompetente und hilfreiche Gesprächspartner. Mehr Zivilcourage, gepaart mit Dialogbereitschaft mit Andersdenkenden war die vordringlichste Forderung. Nur eine Frage, naheliegend eigentlich bei einer kirchlichen Veranstaltung, brachte die Herren auf dem Podium leicht aus der Fassung: »War Hitler für die Deutschen ein gottgewolltes Schicksal?« Gut, daß ein Theologe sich unters Volk gemischt hatte. Er fand die salomonische Antwort: »Zumindest zugelassen hat er ihn, wenn auch vielleicht nicht eingesetzt.« *Ruth Broda*

(Südwest-Presse, 1. 2. 1983)

Wort des Gewissens – Tat der Freiheit

Zum Denken und Dichten Reinhold Schneiders

16.–17. April 1983
Weingarten
49 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Professor Dr. Ekkehard Blattmann, Bochum
Dr. Pirmin A. Meier, Aesch – Luzern/Schweiz
Alfred Peter Wolf, Schwäbisch Gmünd

Unsere Tagung hat versucht, die innere Entwicklung Reinhold Schneiders nachzuzeichnen. Glaubensfragen sind in seinem Leben immer bedrängender laut geworden: die Fragen nach der unverständlichen Grausamkeit im Mikro- und Makrokosmos, nach dem gewissenlosen Nihilismus unserer wissenschaftlich betriebenen Selbstvernichtung, nach der Last namenlosen Leidens in der Geschichte, nach dem »Zerfall mit Gegenwart und Vergangenheit bis tief ins kirchliche Leben hinein«.

In folgenden Schritten sah Professor Ekkehard Blattmann den Lebensweg von Reinhold Schneider und seine Geistes- und Seelengeschichte zusammengefaßt:

1. Der Tod als Nichts:

»Der erste Zusammenbruch war lange vorüber, die Welt des Knaben war untergegangen; aber ich hatte ihren Untergang nicht bewältigt: ratlose Schwermut war in mir zurückgeblieben. Als ich zwischen den Trümmern vor den leeren steinernen Sarkophagen stand, deren Höhlung mit einer besonderen Rundung für das Haupt der menschlichen Gestalt nachgebildet ist, erschütterte mich die Frage nach den Toten. Wo waren sie? ... Ich wollte schlafen, bald, und für immer mich dieser Welt entziehen, von der ich bereits wußte, daß sie meine höchsten Hoffnungen nicht erfüllen, daß sie mich mit der immer neuen Erfahrung ihrer Tragik niederbeugen werde, ich wollte selber ein Nein sein an Welt und Überwelt im Tode.«



Kohlezeichnung von Hans-Günther van Look, 1958

*Die Welt ist nicht mehr und für das verlorene Gesicht wird vergehen.
Unverlorenes Gesicht: das ist ein Gesicht, das alle, die es
die Welt im voraus nicht über-liebt! So ist die Seele.
Se unvoll, sie könnte es bald wieder sehen. van Look*

2. Der romantische Tod in Schneiders früher Lyrik – Versuch der Bannung des Chaos:

»Meine eigene höchste Lust ist es nun, in diese Strenge (des Sonetts) einen chaotischen Gehalt zu bannen: das Lob der Schwermut, des Untergangs, des Chaos.«

3. Der Einfluß der Todesphilosophie der Zwanziger Jahre – Heraufbeschwörung der großen Gestalten und Gestaltungen gegen das Nichts:

die Werke über den portugiesischen Dichter Camoes, den spanischen König Philipp II., die Mystikerin Teresa von Avila, den Philosophen Johann Gottlieb Fichte, die Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen, den Papst Innozenz III. und große Bauwerke und Landschaften.

4. Die Umkehr zu Christus – in der Verehrung des vergöttlichten Leidens:
»Bis Du mit Deinen milden Händen leise
Von meinem Leid den Schleier fortgezogen
Und nur das Kreuz in meinem Leben stand.«
5. Das Ende in Gottes-Verdunkelung – Blick auf die Widersprüche in Dasein und Geschichte:
Gott geht als »Mitleidender bis an die äußerste Grenze«, ist »Bruder in der Schmerzensgemeinschaft« und »blutendes Fleisch bis in die Gottesnacht«.

Der Weg Reinhold Schneiders ist ein Weg vom Tod als Nichts zum Kreuz und zum verdunkelten Gott. Auch Dr. Pirmin A. Meier wies diese Todes-Achse in Werk und Leben des Dichters nach. Um so erstaunlicher bleibt es, daß Reinhold Schneider gegen alle Todessehnsucht, gegen den Hang zum ewigen Schlaf als Erlösung vom Leben, die Liebe, den Dienst, die dichterische Gestaltung, letzten Endes immer aber das Gebet gegen alle Hoffnungslosigkeit hochhalten konnte.

Sein Text über Thomas Morus, den Alfred Peter Wolf wie ein Schneidersches Selbstporträt im Ein-Mann-Theater zu gestalten wußte, wurde zu einem Höhepunkt der Tagung: Wie Reinhold Schneider war auch Thomas Morus eine extreme Existenz, die stellvertretend für Zeitgenossen und Nachfahren vorlebte, daß man »mit und ohne Glauben beten müsse, auch ohne Hoffnung auf Antwort«.

Das Portrait und das Faksimile der Handschrift sind entnommen dem Buch Maria van Look, »Jahre der Freundschaft mit Reinhold Schneider«, Otto Wilhelm Barth-Verlag, Weilheim 1965.

Die Kirche in der Tschechoslowakei heute

Tagung in Zusammenarbeit mit der
Ackermann-Gemeinde

12./13. März 1983
Hohenheim
97 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Domkapitular Prälat Johannes Barth, Rottenburg
Wolfgang Müller-Welser

Referenten:

Dr. Rudolf Grulich, Königstein im Taunus
Jiří Lederer, Griesbach im Rottal
Professor Dr. Josef Rabas, Rom
Bischof Dr. Jaroslav Škarvada, Rom

Alle Jahre laden die Akademie und die Ackermann-Gemeinde zu einer Informationstagung über ein Land ein, in dem Christen wegen ihres Glaubens bedrängt und verfolgt werden.

Im Jahr 1983 wurde die Lage der Gläubigen in der Tschechoslowakei behandelt. Die Referenten zeichneten ein sehr düsteres und äußerst betrübliches Bild von der Situation in unserem Nachbarland. Die ČSSR ist jenes kommunistische Land, in dem die katholische Kirche heute am stärksten bekämpft und verfolgt wird. Das statistische Kirchenamt, praktisch Vollzugsorgan der kommunistischen Partei, regelt die staatliche Zulassung von Priestern zur Ausübung ihres Amtes, die Zulassung zum Theologiestudium und die Ernennung der Bischöfe. Von 13 vorhandenen Diözesen in der Tschechoslowakei sind zur Zeit nur drei mit einem Bischof besetzt; mehrere Diözesen sind seit mehr als 30 Jahren ohne Bischof. Alle Orden und Klöster sind aufgelöst. Da die Kirchenpresse unter dem absoluten Druck des Staates steht, hat Kardinal Tomasek den zwei noch erscheinenden katholischen Zeitungen die kirchliche Druck-erlaubnis entzogen. Es gab Prozesse gegen Priester, die ohne staatliche Genehmigung ihr Amt ausübten (»Fall Berta«, »Fall Lizna«).



Trotz einer schier hoffnungslosen Lage ist nach übereinstimmender Auffassung der Tagungsreferenten kein Grund vorhanden, dieser ständig so verfolgten Kirche anzuraten, in den Untergrund zu gehen. Hoffnungsvoll ist die immer wieder aufkeimende Bereitschaft vieler junger Menschen, trotz dieser hoffnungslos erscheinenden Zukunft, das Priestertum zu wählen.

Der vom Papst für die Exiltschechen am 6. Januar 1983 geweihte Bischof Jaroslav Škarvada, ehemals Sekretär von Kardinal Beran, sprach am Samstagabend ausführlich über seine neue Aufgabe. Seine Ernennung, wie auch die Bestellung von Dominik Hrsušovský zum Exilbischof für die Slowaken, erregten, wie bekannt, den Unmut der tschechischen Behörden, die dem Papst Feindseligkeit vorwerfen. Bischof Škarvada ist der Ordinarius für die außerhalb der ČSSR tätigen tschechischen Priester und Bischof für alle tschechischen Exilgemeinden und Gläubigen. Er feierte am vierten Fastensonntag in der Antoniuskirche in Hohenheim in Konzelebration mit den anderen anwesenden Geistlichen und den Tagungsteilnehmern die heilige Eucharistie. Pfarrer Müller-Welser, der die Tagung am Sonntag leitete, erwähnte in seinem Schlußwort die zahlreichen kulturellen Verbindungen, die gerade zwischen dem südwestdeutschen Raum und den böhmischen Ländern, insbesondere mit Prag, in früheren Jahrhunderten bestanden haben. Der

aus Pfullingen stammende Bischof Wolfgang gründete 973 von Regensburg aus das Bistum Prag und gilt deshalb noch heute als einer der Schutzpatrone Böhmens. Mitten in Stuttgart gibt es eine Erinnerung an Prag: Die Hauptstätter Straße ist dem früheren Roßmarkt, dem heutigen Wenzelsplatz, nachgebildet. Die Veitskapelle in Mühlhausen wurde von Reinhard von Mühlhausen, der in Prag zu Ansehen und Vermögen gekommen war, gestiftet. Und das Münster in Schwäbisch Gmünd hat denselben Erbauer wie der Veitsdom in Prag: Peter Parler.

Als konkretes Ergebnis der Tagung bleibt die Anregung bestehen, der Gedächtnisonntag für die verfolgte Kirche sollte in jedem Jahr in allen Gemeinden begangen werden als ein Ausdruck der Solidarität und um die Zeichen der Zeugen zu würdigen. Wie viel könnten wir oft so bürgerlich gewordenen Christen von den in Bedrängnis und Verfolgung lebenden Gläubigen lernen. Auch die Akademie wird sich in den kommenden Jahren in einer eigenen offenen Tagung in der Fastenzeit mit der Kirche in einem Land, in dem sie verfolgt wird, befassen. 1984 wird es Albanien sein.

Der herzliche Dank zum Schluß galt außer Bischof Škarvada und den Referenten auch Claudia und Gundula Langer (Klavier) und Arnulf Langer (Violine), die zwei Tänze von Dvořák spielten.

Der Traum von der Freiheit

Polen heute und morgen

Akademieabend

2. Dezember 1983
in Weingarten
206 Teilnehmer

Gesprächsleitung:
Rainer Öhlschläger

Referent:
Prof. Wladyslaw Bartoszewski, Warschau/München

Zu drei Vorträgen eines außerordentlichen Zeitzeugen lud die Akademie in Zusammenarbeit mit dem Fachbereich Theologie der Pädagogischen Hochschule Weingarten am 2. Dezember ein. Wladyslaw Bartoszewski, Professor für Zeitgeschichte an der Katholischen Universität Lublin und Generalsekretär des suspendierten polnischen PEN-Clubs, z. Z. Gastprofessor am Geschwister-Scholl-Institut der Universität München, referierte mit geradezu ansteckendem Engagement und Temperament, dabei aber ganz unprätentiös auf dem Hintergrund seines erstaunlichen Lebens: von der Haftzeit in Auschwitz, vom Widerstand gegen die deutsche Besatzung als Offizier der polnischen Untergrundarmee, von der Hilfe für die verfolgten Juden, von jahrelanger Haft in der Stalinzeit, von den Bemühungen um die Versöhnung zwischen Polen und Deutschen, von der Inhaftierung nach der Verhängung des Kriegsrechts 1981, aber auch von seinen Sorgen und Hoffnungen für das deutsche und das polnische Volk.

Lebenserfahrungen

»Ich habe Glück gehabt. Ich habe niemanden getötet. Ich habe niemanden geprügelt. Ich habe niemanden geohrfeigt. Aber ich bin geprügelt worden. Ich wurde auf den Kopf geschlagen. Ich habe in Auschwitz die Brille verloren, und ich bin sehr kurzsichtig. Ich war also Opfer, ein unschuldiges Opfer, aber kein hilfloses Opfer, auch wenn ich hilflos war« (S. 129).

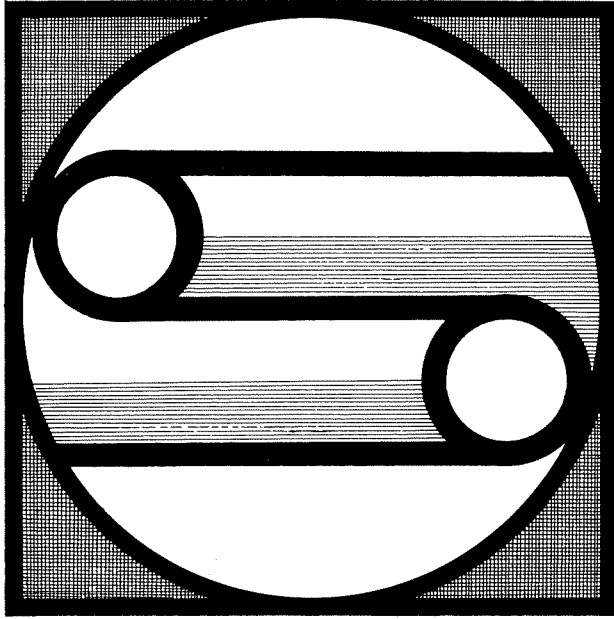


Der Besuch in Weingarten
war für mich ein
wichtiges Erlebnis! Danke.

W. Bartoszewski

2. XII. 1983.

Das Zitat ist entnommen dem Buch: Wladyslaw Bartoszewski, Herbst der Hoffnungen. Es lohnt sich, anständig zu sein. Herder 1983, 144 S., 15,80 DM.



Auf der Grenze

Zum Werk des Philosophen Karl Jaspers

26.–27. November 1983
Stuttgart-Hohenheim
77 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Professor Dr. Heinrich Fries, München
Professor Dr. Dr. Wolfram Schmitt, Heidelberg
Professor Dr. Gerd Wolandt, Aachen

Grenzsituationen

»Vergewissern wir uns unserer menschlichen Lage. Wir sind immer in Situationen. Die Situationen wandeln sich, Gelegenheiten treten auf. Wenn sie versäumt werden, kehren sie nicht wieder. Ich kann selber an der Veränderung der Situation arbeiten. Aber es gibt Situationen, die in ihrem Wesen bleiben, auch wenn ihre augenblickliche Erscheinung anders wird und ihre überwältigende Macht sich in Schleier hüllt: ich muß sterben, ich muß leiden, ich muß kämpfen, ich bin dem Zufall unterworfen, ich verstricke mich unausweichlich in Schuld. Diese Grundsituationen unseres Daseins nennen wir Grenzsituationen. Das heißt, es sind Situationen, über die wir nicht hinaus können, die wir nicht ändern können. Das Bewußtwerden dieser Grenzsituationen ist nach dem Staunen und dem Zweifel der tiefere Ursprung der Philosophie.«

Aus Anlaß seines hundertsten Geburtstags wollte die Tagung dem philosophischen Grenzgänger Karl Jaspers folgen

- auf der Grenze zwischen Erfahrungswissenschaften und Philosophie, um gegen die bloße Verrechnung und Kausalerklärung des Menschen dessen Unaussprechlichkeit zu wahren: »Der Wissenschaftsaberglaube ist zu durchleuchten und zu überwinden. In unserem Zeitalter rastlosen Unglaubens griff man zur Wissenschaft als vermeintlich festem Halt, glaubte an sogenannte wissenschaftliche Ergebnisse, unterwarf sich blind vermeintlichen Sachverständigen, glaubte, daß durch Wissenschaft und Planung die Welt im ganzen in Ordnung zu bringen sei, erwartete von der Wissenschaft Ziele für das Leben, welche doch Wissenschaft nie zu geben vermag«;
- auf der Grenze des philosophischen Denkens selbst, wo es zwar philosophierend scheitert, dabei jedoch der Existenz des Subjekts und dessen Umgriffensein von Transzendenz inne wird: »Existenz ist das Selbstsein, das sich zu sich selbst und darin zu der Transzendenz verhält, durch die es sich geschenkt weiß, und auf die es sich gründet«;
- auf der Grenze zwischen philosophischem Glauben und Offenbarungsglauben: »Die Religion schild den Gott der Philosophie als bloße Abstraktion, die Philosophie mißtraut den religiösen Gottesbildern als Verführung zu wenn auch noch so großartigen Götzen... Religion

- braucht, um wahrhaftig zu bleiben, das Gewissen der Philosophie. Philosophie braucht, um gehaltvoll zu bleiben, die Substanz der Religion«;
- auf der Grenze zur Theologie: »Zu den Schmerzen meines um Wahrheit bemühten Lebens gehört, daß in der Diskussion mit Theologen es an entscheidenden Punkten aufhört, sie verstummen, sprechen einen unverständlichen Satz, reden von etwas anderem, behaupten etwas bedingungslos, reden freundlich und gut zu, ohne wirklich vergegenwärtigt zu haben, was man vorher gesagt hat – und haben wohl am Ende kein eigentliches Interesse.«

Karl Jaspers hat in diesem letzten Zitat aus seinem Buch »Der philosophische Glaube« (1948) bei den Theologen und Gläubigen Gesprächsbereitschaft vermißt. In Professor Heinrich Fries, dem theologischen Referenten unserer Tagung, und in den Vätern des Zweiten Vatikanischen Konzils hätte er sie wahrscheinlich gefunden. Jaspers widerspricht einer inhaltlich bestimmten, konkreten Offenbarung, weil sie seiner Meinung nach Gott und den Menschen in ihren Möglichkeiten einschränken würden. Autoritätsglaube und Ausschließlichkeitsanspruch der christlichen Religion widersprechen seiner Meinung nach der Freiheit des Menschen. Eine Offenbarung Gottes, gar als Identifikation mit der geschichtlichen Gestalt Jesu Christi, hält er für unvereinbar mit der grundsätzlichen Verborgenheit Gottes. Professor Fries antwortete darauf mit dem Hinweis, daß derjenige, der Gott die Möglichkeit der Offenbarung abspricht, über Gottes Transzendenz verfügt. Er gesteht Gott weniger zu als dem Menschen, zu dessen Existenz die Freiheit gehört, sich zu erschließen, sich mitzuteilen, sich zu offenbaren. Fries fand es eigenartig, »daß der Offenbarungsglaube im Namen einer Auffassung vom Menschen abgelehnt wird, die erwiesenermaßen erst im Raum und in der Geschichte der Offenbarung entstand und darin lebendig erhalten wurde«.

Das Zweite Vatikanum kann sich in der persönlichen Glaubenshaltung überhaupt keine inexistenzielle Haltung vorstellen. Glaube bleibt immer unvertretbar – ganz im Sinne von Karl Jaspers.

Nach Fries steht der Ausschließlichkeitsanspruch der Offenbarungsreligion durchaus nicht im Gegensatz zur Toleranz als einem liebevollen und verstehenden Verhalten zu Menschen, die einen andern Glauben bekennen: »Hätte

die Kirche in ihrer Geschichte diese ihre eigene Botschaft und die darin gegebenen Urprinzipien Glaube, Hoffnung und Liebe immer und überall realisiert, dann hätte gerade unsere Frage (der Toleranz) nicht zu einer Belastung des christlichen Glaubens und der Kirche werden dürfen, an der sie bis zur Stunde leiden, und die gerade auch von Jaspers ständig in Erinnerung gerufen wird.«

Denkaufgabe und Glaubenshilfe zugleich können nach Fries auch die Jaspersschen Gedanken zum Christusglauben bedeuten: »Wir haben gehört, daß Jaspers den Glauben an Jesus Christus als einzigartige personale Offenbarung Gottes ablehnt unter Berufung auf die Unmöglichkeit und Absurdität dieser Vorstellung – als Widerspruch zum verborgenen Gott. Wenn Jaspers dann doch von Jesus als dem Maßgebendsten unter den Maßgebenden spricht, dann räumt er ihm einen besonderen, ja einzigartigen Rang ein. Es scheint fast, als käme er in die Nähe der Aussagen des Christusglaubens.«

Die Tagung war philosophisch und theologisch ertragreich. Die Professoren Gerd Wolandt und Wolfram Schmitt erwießen, in Abgrenzung gegen positivistische Ansätze der Soziologie, Psychologie, Psychiatrie und Psychoanalyse, philosophisch die Unmöglichkeit, den Menschen zu vergegenständlichen und zu verrechnen. Die Jasperssche Grundlehre über Existenz und Freiheit des Menschen läßt nach Wolandt an den Grenzen von Physik, Biologie, Psychologie und Geisteswissenschaft erkennen, daß Materie mehr ist als Physik, Leben mehr als Biologie, Seele mehr als Psychologie und Geist mehr als Geisteswissenschaft. Dem gleichen Anliegen diene nach Schmitt der »verstehende« Ansatz des Psychiaters Karl Jaspers. Die Verborgenheit Gottes und die Maßgeblichkeit Jesu, wie Jaspers sie verstand, fordern nach Fries den Theologen zu konsequenterer Denkanstrengung und jeden Christen zu überzeugender und glaubwürdiger Existenz heraus.

»Verzichtet der Mensch auf das Gebet, so ist das Gebet in anderer Gestalt sofort wieder da, nämlich als Besinnung in philosophischer Meditation, die denselben Charakter hat, nur nicht unmittelbar auf ein Du gerichtet, aber gerichtet auf Transzendenz.«

Karl Jaspers



Der Fall Galilei

Zum Verhältnis Naturwissenschaft-Theologie

11.–12. Juni 1983
Weingarten
54 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer

Referenten:
Prof. Dr. Walter Brandmüller, Augsburg
Prof. Dr. Dr. Heimo Dolch, Bonn
Prof. Dr. August Nitschke, Stuttgart

Naturwissenschaft und Theologie – dies wird heute wohl weitgehend anerkannt – sind von ihren verschiedenen Ansatzpunkten her zwei Größen, die sich grundsätzlich nicht gegenseitig bedrohen oder verneinen. Doch sind beide Aspekte menschlichen Mühens um Erkenntnis und stehen deshalb in einem Verhältnis zueinander; wie die Geschichte erweist: eine konfliktreiche Beziehung. Dabei steht der »Fall Galilei« bis heute in besonderer Weise für die Konflikte zwischen Naturwissenschaft, Freiheit der Forschung und des Geistes einerseits und Glaube und Kirche andererseits (auch wenn der Grundsatzstreit aus dem 17. Jahrhundert im 20. Jahrhundert der Sache nach längst relativiert wurde).

Vor 350 Jahren, am 22. Juni 1633, wurde Galileo Galilei verurteilt und mußte »abschwören« – Anlaß, über den »Fall«, seine Voraussetzungen in seiner Zeit und über die Folgen, aber auch wieder einmal grundsätzlich über das Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und Theologie heute nachzudenken.

Die Aktualität der Veranstaltung unterstrichen verschiedenste Äußerungen in diesem Jahr aus kirchlichen (aber auch dezidiert anti-kirchlichen, jedenfalls anti-hierarchischen) Kreisen. Besonders interessant die Ansprache Papst Johannes Pauls II. am 9. Mai zur Eröffnung eines Galilei-Symposiums in Rom, in der er betonte: auch die Kirche lerne im Verlauf der Jahrhunderte durch Erfahrung und Nachdenken und begreife jetzt besser die Notwendigkeit der Freiheit des wissenschaftlichen Forschens; die Erfahrung der Kirche mit dem »Fall Galilei« und in der Folgezeit habe zu einer Reifung und zu einem richtigeren Verständnis von der ihr zukommenden Autorität geführt.

Was lernte der junge Galilei? In welche Denktraditionen waren er und seine Zeitgenossen hineingestellt? – Von solcher Fragestellung her zeichnete Professor August Nitschke einen Aufriß des naturwissenschaftlichen Denkens der Jahrhunderte vor Galilei: gelungener Auftakt zu einer Tagung, deren erster Hauptteil dann der Person Galileis und ihrem historischen Umfeld gewidmet war. Professor Walter Brandmüller gab einen gedrängten Überblick über den Gang der Ereignisse bis 1633 (unter besonderer Berücksichtigung des Verfahrens von 1616) und ging dann ausführlich auf den berühmten, zur Verurteilung führenden Prozeß – mit Vor- und Nachspiel – ein.

Der Referent stellte sich selbst abschließend die für die Beurteilung der Persönlichkeit interessante Frage, ob Gali-

lei bei der Abschwörung einen Meineid geleistet habe; er meinte dazu (und machte dies mit Hinweisen auf Äußerungen von Descartes und Pascal wahrscheinlich), daß dieser wohl wußte, daß die Abschwörung einen Akt der Loyalität zur Kirche darstelle, nicht aber den eigenen Glauben und die eigene Wahrhaftigkeit berühre. In Fortführung seiner Überlegungen am Abend fragte Brandmüller vor allem nach den Hintergründen, die letztlich zur Verurteilung führten. Diese ergab sich keinesfalls zwangsläufig aus der bisherigen Tradition der Kirche, sie könnte eher als ein frühes Zeichen eines Umorientierungsprozesses des Kirchenamtes gegenüber naturwissenschaftlichem Forschen gewertet werden. Bei allen Ursachen, die sich aus speziellen Konstellationen in der Kirche, besonders der Kurie, und aus der politischen Lage im allgemeinen ergaben, bei aller Schuld, die einzelne Persönlichkeiten in dieser Sache auf sich luden, der Hauptgrund ergibt sich zwangsläufig aus der wissenschaftsgeschichtlichen bzw. erkenntnistheoretischen Situation der Zeit.

In seinen dazwischengeschalteten Ausführungen stellte Professor Nitschke Galilei und dessen Werk in den weiten Kontext der Entwicklung wissenschaftlicher Erkenntnis und der Entstehung eines neuen Weltbildes. Einleitend schilderte er den problematischen Umgang Galileis mit der Wirklichkeit wie auch mit den Meinungen der Naturwissenschaftler seiner Zeit. Nach einem Hinweis auf die Bedeutung unterschiedlicher Frage-Ebenen, die verschiedene Wissenschaftsepochen charakterisierten, wurden die drei im 16. Jahrhundert nebeneinander existierenden Bewegungslehren dargestellt. Galilei vermischte in seinen Überlegungen die Systeme, doch entstand dabei kein neues überzeugendes Modell. Mit den auftauchenden Schwierigkeiten wurde er fertig durch zunehmenden Verzicht auf Erklärungen (eben darin modernen Naturwissenschaftlern besonders sympathisch). Die zukunftssträchtige naturwissenschaftliche Entwicklung nach ihm und deren entscheidende Entdeckungen beruhten aber gerade auf dem Bemühen um Erklärungen (Trägheitsgesetz, Massenanziehung). Das neue Modell erklärte bisher Beobachtetes schlechter als das alte, so Professor Nitschke, der abschließend – für die Beurteilung Galileis als Naturwissenschaftler in seiner Zeit wichtig – feststellte: (I) Naturwissenschaftler konnten und mußten Galilei in Einzelheiten widersprechen; (II) sie konnten von ihrer Selbsterfahrung her dem Mangel an Lebendigkeit widersprechen (zu mechanisch); (III) weit-

gehend war kein Zusammenhang zwischen Beobachtbarem und Galileis Theorie erkennbar (dessen Theorie wurde erst tauglich durch spätere Annahmen, besonders durch Newton).

Ein zweiter Hauptteil galt der Auseinandersetzung mit dem Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und Theologie. Professor Heimo Dolch sprach über die Notwendigkeit des interdisziplinären Dialogs für die Theologie und machte gleich deutlich, daß es dabei selbstverständlich nicht um die »fides qua creditur« gehe, vielmehr nur um die »fides quae creditur«, die Glaubensinhalte – daß zu deren reflektierter Präzision aber der interdisziplinäre Dialog notwendig sei. Daran knüpften weit ausholend sehr grundsätzliche theologiegeschichtliche Überlegungen an, die letztlich auf die Mahnung hinführten, daß der – unbedingt notwendige, aber immer auch bedrohte – Dialog nicht in die Beliebigkeit führen dürfe, sondern der Vertiefung der Erkenntnis der überkommenen Glaubenswahrheit dienen müsse, die autoritativ zu hüten und auszulegen sei.

Zu den Auseinandersetzungen um Galilei meinte Dolch, man stelle aus heutiger Sicht das Paradox fest, »daß der Naturwissenschaftler in seinem Fachgebiet irrte, insofern er meinte, er hätte sichere Beweise für die Wahrheit des neuen kopernikanischen Systems, was nicht zuträfe, auf theologischem Gebiet aber zutreffend urteilte. Demgegenüber urteilten die päpstliche Kommission bzw. Kardinal Bellarmín zutreffend, als sie die Schlüssigkeit der naturwissenschaftlichen Beweise Galileis in Frage stellten, sie urteilten jedoch in theologischer Hinsicht falsch, insofern sie Galileis theologische Fragestellung gar nicht in den Blick nahmen (wohl nicht nehmen konnten!)«. Oder anders gesagt: »Galilei griff die schon im Mittelalter gebrauchte Unterscheidung von den zwei Büchern auf, in denen sich Gott offenbare: das Buch der Natur, in dem die Gegebenheiten und Geschehnisse in dieser Welt aufgezeichnet sind und darin letztlich auch Gott, der Schöpfer – und das Buch der Offenbarung, die Bibel, in dem Gottes Heilstaten und -wahrheiten aufgezeichnet sind und letztlich wiederum Gott selbst, der Dreieine. Da beide Bücher von einem und demselben Autor stammen, von Gott, könnten sie einander nicht widersprechen. Diese Darstellungsweise war damals nicht ungewöhnlich und bürgerte sich immer mehr ein. Worin beide – die päpstliche Kommission wie Galilei – irrten, war die Überzeugung, sie hätten schon ihr Buch genau genug gelesen und wüßten daher seinen Inhalt.«

Er war ein Mensch der Spätrenaissance, der das Leben genoß und genießen wollte, und der ein guter und treuer Katholik war, der niemals einen Konflikt mit seiner Kirche gesucht hat. Wahrscheinlich war er ein so guter Katholik und zugleich ein so guter Wissenschaftler, daß er klar einsah, daß das Martyrium ein Zeugnis für religiöse und ethische Überzeugung ist und nicht für wissenschaftliche Wahrheit...

Carl Friedrich von Weizsäcker

»Um auf den Fall Galilei zurückzukommen: wir geben zweifellos zu, daß er seitens der Organe der Kirche zu leiden hatte. Zu seiner Zeit fehlte es jedoch nicht an katholischen Zentren, die neben der Theologie und der Philosophie bereits mit großer Kompetenz Wissenszweige wie Geschichte, Geographie, Archäologie, Physik, Mathematik, Astronomie und Astrophysik pflegten, und diese wurden als notwendig für eine bessere Kenntnis der historischen Entwicklung des Menschen und der Geheimnisse des Universums betrachtet. Geniale Vorläufer hatten die Katholiken auch gewarnt und aufgefordert, Wissenschaft und Glauben nicht einander entgegensustellen. Das wollte ich am 15. Dezember 1979 in der Gregorianischen Universität, deren Forschungen und deren Professoren seinerzeit Galilei bekannt waren, bestätigen: »Muß man auch zugeben, daß die Gelehrten dieser Zeit nicht von den kulturellen Voraussetzungen ihrer Welt ausgenommen waren, so können wir doch feststellen, daß es auch vorausschauende Genies und unbefangene Geister gab, die wie der hl. Robert Bellarmine im Fall Galilei unnötige Spannungen und schädliche Verhärtungen in den Beziehungen zwischen Glaube und Wissenschaft zu vermeiden wünschten.« Diese Tatsachen bestätigen die unbedingte Notwendigkeit eines freien und offenen Dialogs zwischen den Theologen, den Spezialwissenschaftlern und den Verantwortlichen der Kirche.«

Ansprache des Papstes an eine Gruppe internationaler Wissenschaftler am 9. Mai anlässlich des 350. Jahrestages der Veröffentlichung von Galileo Galileis großem Werk »Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme«.

Encyclopédie (1751–1780)



Aufklärung

Studientagung mit dem Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart

24.–29. Juli 1983
Weingarten
79 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Prof. Dr. Rudolf Reinhardt

Referenten und Referate:
Prof. Dr. Rudolf Reinhardt, Tübingen
Problem »Aufklärung«. Eine Einführung

Prof. Dr. Rainer Piepmeier, Paderborn
Aufklärung in Philosophie und Theologie

Dr. Antje Freyh, Frankfurt a. M.
Karl Theodor von Dalberg: Überlegungen zum Verhältnis
von politischer Theorie und Regierungspraxis in der
Aufklärung

Prof. Dr. Harald Dickerhof, Eichstätt
Akademien und gelehrte Gesellschaften

Abraham Peter Kustermann, Tübingen
Zeitschriften: Beispiele aus dem katholischen Südwesten

Konstantin Maier, Tübingen
Die Kritik am Mönchtum im Zeitalter der Aufklärung.
Reaktionen aus schwäbischen Klöstern

Dr. Ewald Gruber, Saulgau
Michael von Jung (1781–1858)

Dr. Anton Schindling, Würzburg
Franz Berg (1753–1821)

Dr. Othmar Pfyl, Zürich
Alois Fuchs (1794–1855)

Dr. Karl Brechenmacher, Balingen
Joseph Beck (1803–1883)

Hubert Wolf, Tübingen
Ein Aufklärer im Urteil des 19. Jahrhunderts: Johann Baptist
von Keller (1774–1845). Ein Arbeitsbericht

Prof. Dr. Arno Schilson, Mainz
Literatur als Medium der Aufklärung am Beispiel
G. E. Lessings

Dr. Helmuth Kiesel, Tübingen
»Literarische Freimaurerei.« Zur literarischen Wirksamkeit
der Freimaurerei in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts
mit Interpretation einer programmatischen
Freimaurerhymne aus dem Jahr 1745

Prof. Dr. Georg von Dadelsen, Tübingen
Aufklärung in der Musik

Prof. Dr. Klaus Schwager, Tübingen
Kunst Südwestdeutschlands im Zeitalter der Aufklärung

Prof. Dr. Philipp Schäfer, Passau
Die Aufklärung – einige Thesen



»Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliebung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.«

Immanuel Kant



Wiederkehr der Romantik?

Zur Standortbestimmung der Gegenwart in Politik, Kunst und Religion

19./20. März 1983

Hohenheim
53 Teilnehmer

8./9. Oktober 1983

Weingarten
22 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Wolfgang Müller-Welser

Referenten:

In Hohenheim:

Dr. Günther Schiwy, Steinebach/Wörthsee

In Weingarten:

Dr. Günther Schiwy, Steinebach/Wörthsee

Professor Dr. Philipp Schäfer, Passau

Irgendwie seien wir alle Romantiker, meinte Dr. Günther Schiwy. Die Frage sei, ob es eine Neoromantik gebe, worauf viele Symptome hinweisen. Schon um 1910 hat es eine zweite Romantik gegeben (Nostalgie, aufkommende Jugendbewegung). Heute haben die Menschen einen Hang zur Natur; es wird an die Phantasie des Menschen und an seine Liebeskraft appelliert; Märchen und utopisch-phantastische Filme, z. B. »E. T.«, »Das Einhorn«. Dr. Schiwy wertete die Romantik (1780–1830) als eine Absatzbewegung gegen die Aufklärung. Gegen die Lehre von der Durchschaubarkeit der Welt wird für die Romantisierung plädiert. Auch heute stünden wir am Ende einer Aufklärungswelle.

Der Dichter der Romantik ist Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis (1772–1801):

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
sind Schlüssel aller Kreaturen.
Wenn die so singen oder küssen
mehr als die Tiefgelehrten wissen.
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
zu echter Klarheit wieder gatten.
Und man in Märchen und Gedichten
erkennt die wahren Weltgeschichten.
Dann flieht von einem geheimen Wort
das ganze verkehrte Wesen fort.

Der Mensch möchte auch heute nicht im Ghetto eines nur rationalen Erkennens und unter dem Zwang von Zahlen und Zählungen (Volkszählung!) leben, sondern in einer Totalität, in der auch Gefühle, Stimmungen und Feste ihren Rang haben, in der das Ambiente mit einer Tiefenbedeutung aufgeladen ist.

Die frühe Romantik setzte dem rationalistischen Weltbild die Natur gegenüber. Wer heute mit einem Programm kommt, einen sogenannten Fortschritt propagieren möchte, wird vor den Richterstuhl der Natur zitiert.

Aus dem Empfinden heraus, daß die technische und politische Ratio versagt hat, entstehen heute ökologische und pazifistische Bewegungen, vitale Strömungen, die gegen die anwachsende Bedrohung aufstehen. Die ganze so raffiniert geplante Wirtschaft und die Rüstungspotentiale haben in ein kaum lösbares Dilemma geführt. Vor allem junge Menschen haben den Eindruck, daß unsere Zivilisation schiefgelaufen ist. Wir müssen uns in eine neue Ehrfurchthaltung einüben. »Die Verneigung vor der Blume ist mög-

lich. Der Vogel im Gezweig ist ansprechbar, und sein Flug macht Sinn« (Peter Handke).

Die Frage ist, ob nicht auch in der Kirche den Gläubigen durch aufklärerische Strömungen viele Gemütswerte genommen worden sind. Es gibt anthropologische Konstanzen (Kinder bauen sich Höhlen, haben ihre Geheimsprache). Schleiermacher sagte: Religion ist nicht nur Philosophie und nicht Naturersatz. Das Wesen der Religion ist weder Denken noch Handeln, sondern Anschauung und Gefühl. Die Romantiker (Ludwig Tieck) malen Kinder. Die Romantik und unsere Neo-Romantik suchen die Geborgenheit, das Urvertrauen, das keine Angelegenheit des Verstandes, sondern des Gefühls ist. Alle Religionen, die bei ihren Gläubigen diese Voraussetzung nicht pflegen, bauen auf Sand.

Was bedeutet dies für die Kirche und ihre Verkündigung? Die Welt der Gefühle, Stimmungen, heute: Feeling, sound, touch ist viel stärker als noch vor zehn und zwanzig Jahren. Der gegenwärtige Mensch will in den Gottesdiensten und in der Predigt in seiner Gefühlswelt angesprochen und ergriffen werden. Eine »kalte« Liturgie, so rubrizistisch einwandfrei sie vollzogen wird, läßt auch die Menschen kalt. Die Kirche muß den Gefühlen, dem Gemüt, wieder ganz bewußt und gezielt einen größeren Freiraum geben.

Heute wenden wir uns einem neuen Fundamentalismus im Glauben zu. Menschen suchen wieder Geborgenheit. Im Mißbrauchsverhalten führt dies zu Ersatzreligionen (Astrologie), Droge und Alkohol.

Für die Romantiker waren das Buch der Natur und das Buch der Bibel die zwei überzeugendsten Bücher. Frage: Wie gehen heute die Religionen mit der Natur um? Muß das ökologische Anliegen nicht noch viel ernster genommen werden? Die religiöse Verpflichtung der Natur gegenüber muß zur Sprache gebracht werden, auch in kirchlichen Verlautbarungen.

Heute artikuliert sich diese Erlösungssehnsucht beispielsweise bei Peter Handke, der bewußt an Joseph von Eichendorff anknüpft: »Langsame Heimkehr« (1979); »Über die Dörfer«, »Kindergeschichte« (1981); »Der Chinese des Schmerzes« (1983). Während sich die Romantiker noch in den bergenden Schoß der Natur flüchten konnten (insbesondere nach den politischen Enttäuschungen: Französische Revolution, Napoleon!), geht es heute um die Hinwendung zur Natur, um sie zu retten. Das Gesetz der Ausbeutung rächt sich heute. Es gehe daher um eine neue Sensibi-

lität, um ein Sicheinfühlen in den Organismus der Natur, »denn ohne eine Umorientierung kommen wir nicht zu recht«. Im Strukturalismus und Materialismus war alles, was das Gefühl anregen konnte, verpöht. Inzwischen ist die chemische und mechanische Auffassung des Lebens vorbei. In Handkes »Über die Dörfer« stellt Nova ein neues Programm auf: Der Mensch wird nicht als Waffenträger eingesetzt. »Der Mensch soll die menschenhaltende Menschennatur sein.«

Nova beschwört die organische Einheit zwischen Mensch, Natur und Kosmos. So sah es auch die Romantik. Heute wird ein lebendiges Gefühl für Schönheit wieder lebendig, so wie auch in der Romantik ein Gefühl für die Kunst lebendig wurde. – Rückgriff auf die Antike und Renaissance (z. B. auf »den göttlichen Raphael«. Vgl. Wackenroder/Tieck, Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Reclam 7860). Natur und Kunst setzen den Menschen frei gegenüber der Welt der Zwänge.

Die Maßnahme des Menschen an der Natur hat wirtschaftliche, ökologische, politische und religiöse Konsequenzen. Die Romantiker konnten noch sagen: Mag passieren, was will, die Natur bleibt uns. Das können wir heute nicht mehr sagen. Vielleicht ist die Natur selbst schon eine Sterbende (tote Gewässer; Waldsterben). Das aber würde bedeuten, daß wir selbst Ruinierte sind. Die ideologischen Fragen müssen zurückgestellt werden, denn auf einem sinkenden Schiff kann man sich nicht darüber unterhalten, wer erster oder zweiter Klasse fahren kann.

In der Diskussion wurde gefragt, ob »Natur« nicht etwas sehr Zwiespältiges sei. Doch: die Romantiker holen auch die Nacht, das Bedrohende, mit herein. Aber es muß alles einen großen Sinn haben. Die Natur ist erlösungsbedürftig, aber es ist ein Erlöser da.

Professor Philipp Schäfer sprach in seinem Referat »Theologische Grundideen der Romantik. Sehnsüchte und Erwartungen« über Johann Michael Sailer, Johann Sebastian Drey und Johann Adam Möhler. Man könne z. B. bei Sailer nicht sagen: Bis dahin ist er Aufklärer, von hier an Romantiker. Das zweifache Ideengut vermischt sich. »Schattierende Übergänge.« Die Theologen, die man der Romantik zurechnet, haben den Glauben selbstverständlich nicht nur als ein Gefühl betrachtet, sondern ihn auch rational begründet. Der Glaube muß sich verantworten und kann daher auf die Ratio nicht verzichten. Sailer vollzieht den Übergang von der Aufklärung zur Romantik ohne Bruch seiner Per-

sönlichkeit. Religion stammt natürlich nicht nur aus der Vernunft, sondern auch aus der Geschichte. Dies bedeutet für die christliche Religion auch Kirche, zumindest als notwendige Vermittlungsinstanz des Glaubens. Bei Johann Sebastian Drey ist es die Organismusidee: Die Ideen der Aufklärung und der Romantik verschmelzen miteinander. Andere romantische Theologen greifen zurück in eine frühe Theologie («Mittelalter») und begründen die Neuscholastik (Joseph Kleutgen).

Johann Adam Möhler: Der Glaubende ist nicht isoliert in Gott, sondern in der Gemeinschaft mit den andern. Das braucht auch Strukturen (Kirche). »Lebendiger Glaube aus geheiligter Überlieferung«, Kirche als lebendiger Organismus. Dieser Organismus kann Gegensätze in das größere Gute hinein aufheben. Auch der Mensch steht in einem großen Ganzen. Er dient dem Ganzen und wird nur so er selber. »Das Ganze zu erfassen ist mit großem Gemüt und mit Liebe möglich.«

Der Südfunk Stuttgart hat den Vortrag von Günther Schiwy »Die neue Mythologie. Neoromantik in Politik und Religion« in seine Reihe »Der Rede wert« aufgenommen und ihn am 4. November 1983 von 23.05–24.00 Uhr gesendet.

Peter Handke, »Über die Dörfer«

Aus der Rede der Nova

»Unsere Heerscharen stehen nicht grau in grau auf den grauen Betonpisten, sondern gelb in gelb in den gelben Blütenkelchen, und die Blume steht hoch aufgerichtet als unser heimlicher König. Ja, die Verneigung vor der Blume ist möglich. Der Vogel im Gezweig ist ansprechbar, und sein Flug macht Sinn. So sorgt geduldig in der mit künstlichen Farben fertig gemachten Welt für die wiederbelebenden Farben einer Natur.

Das Bergblau *ist*. – Das Braun der Pistolentasche ist *nicht*. Und wen oder was man vom Fernsehen kennt, das kennt man nicht. Geht in der ausgestöpselten freien Ebene, als Nähe die Farben, als Ferne die Formen. Die Farben leuchtend zu euren Füßen, die Formen die Zugkraft zu euren Häuptern und beides eure Beschützer. Unsere Schultern sind für den Himmel da, und der Zug zwischen der Erde und diesem läuft nur durch uns. Geht langsam und werdet so selber die Form, ohne die keine Ferne Gestalt annimmt:

ohne Linien seid ihr nicht eure Meister. Und glaubt nicht den Steigerungen – sie sind eine Sache der Launen. ... Tretet in den Moment der aufgehenden Sonne, die euer Maß sein wird: Nichts als »die Sonne und ihr«, und die Sonne euer Weiterwinker: die Sonne, sie hilft. Die Natur ist das einzige, was ich euch versprechen kann, das einzig stichhaltige Versprechen. In ihr ist nichts »aus« wie in der bloßen Spielwelt, wenn dann gefragt werden muß: »Und was jetzt?« Sie kann freilich weder Zufluchtsort noch Ausweg sein. Aber sie ist das Vorbild und gibt das Maß: dieses muß nur täglich genommen werden. Der gelbe Falter verherzt das Himmelsblau. Die Spitze des Baums ist die rechtmäßige Befreiungswaffe. Wenn kraft des in der Ferne zitternden Flusses mein innerstes Herz erzittert, dann erst bin ich der Seiende.«

»Wenn der Himmel über mir von unzähligen Sternen wimmelt, der Wind saust durch den weiten Raum, die Woge bricht sich brausend in der weiten Nacht, über dem Walde rötet sich der Äther, und die Sonne erleuchtet die Welt; das Tal dampft und ich werfe mich im Grase unter funkelnden Tautropfen hin, jedes Blatt und jeder Grashalm wimmelt von Leben, die Erde lebt und regt sich unter mir, alles tönet in einem Akkord zusammen, da jauchzet die Seele laut auf und fliegt umher in dem unermeßlichen Raume um mich, es ist kein Unten und kein Oben mehr, keine Zeit, kein Anfang und kein Ende, ich höre und fühle den lebendigen Odem Gottes, der die Welt hält und trägt, in dem alles lebt und wirkt: Hier ist das Höchste, was wir ahnen – Gott!«

Philipp Otto Runge, Hinterlassene Schriften I, S. 9

»Die Welt muß romantisiert werden. So findet man den ursprünglichen Sinn wieder. Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisiere ich es.«
Novalis

Literatur:

Eckart Kleßmann, Die deutsche Romantik. dumont-Taschenbücher 74, Köln 1981, 232 S., 111 Abbildungen, DM 12,80.

Religion und Gefühl in Dichtung dieser Zeit

Überblick, Analyse, Beispiele

3./4. Dezember 1983
in Hohenheim
67 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Elisabet Plünnecke

Referenten:
Dr. Paul Konrad Kurz, Gauting
Willi Habermann, Bad Mergentheim

»Wir leben in einer Nation, die keine Kultur für die Gefühle entwickelt hat«, sagte Paul Konrad Kurz, und auch der Katechismus spreche nicht von Gefühlen. Die heutige Religion leide an Gefühlsmangel, es fehle die Wärme. Die Kunst mache aufmerksam auf die Einheit von Leben und Gefühl.

Dr. Kurz stellte sechs Thesen auf:

1. Der zeitgenössische Mensch erfährt sich als ein gefühlsgeschädigter Mensch.
2. Der Mensch wird von der Schule auf trainiert, sozial angemessen zu reagieren, das heißt, er soll seine Gefühle unterdrücken, weil sie nur stören. Gelingt dies, spricht man von »sozialer Reife«, denn die Kontrollmechanismen haben gesiegt.
3. Die meisten Menschen fühlen sich in ihren Gefühlen unterdrückt, vor allem Frauen. Dorothee Sölle behauptet,
 - a) Männer hätten kein Verhältnis zu ihrem Körper,
 - b) sie seien unfähig, Gefühle zuzulassen,
 - c) sie seien unfähig, angemessene Wünsche zu haben.
4. Mehrere Phasen der Aufklärung haben die Kräfte der Vernunft ausgebildet, jedoch keine Kultur des Eros und keine Kultur der Gefühle.
5. Wir leben in einer gefühlskalten Gesellschaft und Öffentlichkeit. Die Gefühle werden in die Privatheit abgedrängt.



6. Die Gefühlskälte versachlicht den Menschen so sehr, daß er krank wird, weil in ihm wesentliche Kräfte unterdrückt werden. Der Mensch bleibt sich so ein Leben lang fremd. Die Panzerung muß durchbrochen werden, damit der Mensch sich selber spürt.

»Abbau des Menschlichen« hat Kurt Sontheimer dies genannt, und Marilyn French sagt dazu in ihrem Roman »Frauen«: »Du hast im Leben fast nie das einem Ereignis angemessene Gefühl«.

Verändert der Glaube die Gefühle? Wenn der Mensch heil wird, verändern sich auch die Gefühle. Der archaische Mensch, der Indianer, der Mensch des Märchens, spürt das Gras, fühlt den Boden, nimmt die Natur in seine Gefühlswelt auf. Heidegger sagt, jeder vereinzelter Wahrnehmung liege dem Menschen eine Totalitätserkenntnis voraus, die von Stimmungen und Gefühlen herkomme. Darin basiert das Urvertrauen. Die Bibel ist voll von Gefühlen; Jesus selbst zeigt starke Gefühle. Die Poesie, die Literatur hat seit

Jahren das Defizit der Gefühle wieder entdeckt. In Heinrich Bölls »Gruppenbild mit Dame« ist Leni Kreuten ein Genie der Sinnlichkeit und der Gefühle. In Fynns Erzählung »Hallo, Mr. Gott, hier spricht Anna«, einem Bestseller, wird das Leben eines begnadeten Kindes dargestellt, das an das Paradies erinnert. Anna tut alles ganz, mit ihrem ganzen Fühlen und mit allen ihren Sinnen. »Liebe Gott mit deiner ganzen Figur«, übersetzt sie das Liebesgebot. Fynns Buch ist voll von Fühlworten, nicht angefüllt von abstrakten Begriffen, von einer Verstandessprache. Fühlworte bewegen. Es geschieht etwas. Ich komme einem Menschen, einer Sache, einem Tier näher und umgekehrt. Ich lasse etwas an mich heran und in mich hinein. Heute gibt es viel zu viel Information, zuviel Berechnung und Rationalität, aber viel zu wenig gute Emotion und Wärme.

Ein Teilnehmer sagte in der Gesprächsrunde: »Die Liturgie heute will viel zu viel informieren. Das führte zu einer gewissen Rationalität, die kalt läßt. Darum fehlt wohl die innere Anteilnahme. Hinzu kommt die Unfähigkeit zur Stille und die Unfähigkeit zum Gefühl und zum Kontakt.« – Eine Frage: »Was ist der Unterschied zwischen Gefühl und Sentimentalität?« – Sentimentalität ist ein Gefühl, das unter Preis verkauft wird. Man ist zu weich mit sich selbst. Sentimentalität ist ein verweichlichtes Gefühl, das auf sich selbst hinweist. – Eine gute Unterscheidung und zugleich ein Hinweis, daß Gefühle und Ichstärke zusammenpassen und auf ein Du zielen.

Gefühl zum vollen Preis, Kultur der Gefühle ließ Paul Konrad Kurz an sensibel gefundenen Beispielen erleben, besonders eindrucksvoll aus P. Lipperts vergriffenen »Briefen aus dem Engadin«, aus Fridolin Stiers »Vielleicht ist irgendwo Tag«, aus Gedichten von Maria Menz.

Und am Abend erfuhr man die Kraft und Innigkeit der Mundart, als Willi Habermann aus seinen Übersetzungen der Psalmen in die schwäbische Sprache, dazu noch einige freie Gedichte wie die sanft-traurige Satire vom »Heiligen Fernseh«, las. In der Trinkstube wurde weitergedichtet. Die Tagungsgäste bekannten sich zu ihren Gefühlen. Es ist interessant, amüsant und tröstlich, sagte Elisabet Plüneckel am Ende, im Lauf eines Lebens das Hochrauschen und Niederfallen von Wellen – der Gefühle oder der Aufklärungen – zu erleben, oder die Pendelausschläge. Keine Angst vor extremsten Pendelausschlägen! Gefährlich wäre es nur, das Pendel in irgendeiner Position anhalten, fixieren zu wollen.

PSALM 23

- 1 Herr Gott, bei dir ben e aufghoba,
bei dir fehlt mr nix.
- 2 Du zoigsch mr beim Wandra durchs Leba
d schenschte schattige Weg an sonnige Täg
ond an Platz zom Veschpra am See.
- 3 Bei dir isch mr s wohl,
du – laß, was e denk ond mei Gschwätz net
drneba ganga.
- 4 Ond wenn s mr schwarz vor de Auga wird,
nemm mr mei Angst –
du bisch ja bei mr, du, du,
mit dir breng e s durch,
dòò breng e s no amòòl nää.
- 5 Du lesch me leba,
i han mei Arbat,
au wenn dr bees Nochbr bees guckt.
Du fihrsch me ens Bad fir d Gäscht zom d Hend wäscha,
du biatasch mr vor am Essa a Schnäpsle a,
ond äll Öòbend han e mei Viertale – oder au zwoj,
bei dir ben e ebb.
- 6 Äll Tag ond älle Täg woiß e:
du gohshch mr noch mit deinera Freindschaft,
ond bis en Hemmel nei gibt s a Ewigkeit lang
älltag emmr was Nei's zom Freia.

PSALM 121

- 1 I guck nauf zom Bussa, zr Achalm, zom Rechberg,
zom Staufa: moinsch, des hilft?
- 2 Mir hilft bloß oinr, dr Vatr droba,
der hot ällas gmacht, da Hemmel ond d Welt.
- 3 Der leßt me net stolpra,
der paßt auf me auf, der schlòòft dr fei net.
- 4 Noi, der helt sei Hand iibr ons,
dr Vatr, der schlòòft dr net.
- 5 Dr Vatr Onsr, der paßt auf, daß dir nix passiert,
daß da net lahm wirsch en dr Hitz.
- 6 Daß de bei Tag d hoiß Sonn net brennt,
en dr Nacht dr Mond dr net Angst macht.
- 7 Der leßt koi Oglick an de nää,
dòò bleibsch gsond ond lebzig.
- 8 Der isch drbei, wenn d weggohsch ond hoimkommsch,
jetzt ond ällaweil – emmr.

»Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret«

Der weltliche Christ Matthias Claudius

26.–27. Februar 1983
Stuttgart-Hohenheim
118 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Peter Baumhauer, Gutenberg-Lenningen
Alfred Peter Wolf, Schwäbisch Gmünd
Hans Jürgen Schultz, Stuttgart

Worte
– was haben wir sonst –
und ein herz

die erde
zu stützen

peter baumhauer

Sich mit Matthias Claudius (1740–1815) beschäftigen heißt, sich einem Menschen zuwenden, der sich von sich selbst abgewendet hat. Claudius sieht über sich hinweg und über sich hinaus und wird so zum Boten für die Wahrheit. Die Wahrheit ist eine Tochter des friedlichen Himmels. Wer die Wahrheit aus ganzem Herzen liebhat, bei dem kehrt sie ein. Claudius repräsentierte seine Zeit nicht, er hinterfragte sie als ihr Visavis wie einst Sokrates in Fragestellung und Unterhaltung. Er wollte nicht nach dem Munde reden, sondern ins Gewissen. War vielleicht deshalb sein Haus in Wandsbeck »die abendländische Akademie«? Claudius hat einige Gedichte geschrieben, die zu den besten der deutschen Lyrik zählen. Ihre Größe liegt in ihrer Einfachheit, Unmittelbarkeit und Lauterkeit. Die Prosa ist in einem fast privaten Ton gehalten, ist aus dem Augenblick kommende, gesprochene Sprache. Claudius wollte nicht »Dichter« für einen elitären Kreis von Gebildeten sein; als Mann des Volkes macht er seine literarischen Botengänge zu allen Menschen.

Design: Dieter Groß



Peter Baumhauer öffnete den Zugang zu Matthias Claudius mit dessen Gedicht »Der Mensch«. Das Kommen des Menschen ist für Claudius etwas, das Staunen erregt: »Empfangen und genähret / vom Weibe wunderbar.« – »Wunderbar« ein Wort, das immer wiederkehrt, ein Ausdruck des Wunders und des Schönen zugleich. In das Leben des Menschen ordnet sich auch der Tod ein, er wird nicht als Zerstörung gesehen. Vom Weibe wird der Mensch empfangen, zu seinen Vätern legt er sich nieder. Matthias Claudius hat zeitlebens in Armut gelebt. Er hat deshalb nicht geklagt. Das Daseindürfen war für ihn Geschenk, Grund zu Freude und Dankbarkeit:

Ich danke Gott und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz! habe.

Er dankt Gott auch, daß er kein König geworden ist. Der Mensch muß seinen Standort begreifen als die Ebene des Unten, als die bescheidene Wirklichkeit des Lebens, die aufgerissen ist nach oben: über ihr die Sonne, der Mond, die Sterne. Es ist nicht gut, daß man seinen Platz verläßt



und sich nach oben reckt. Bescheidenheit ist hier im ursprünglichen Sinn gemeint: Scheiden, Trennen; die Erkenntnis, daß man eine Grenze hat – zum Beispiel »achtzig Jahr«. Matthias Claudius will den Menschen, der sich freiwillig aufgibt. Wer sich bescheidet, ist in die Bewegung nach oben hineingenommen.

Verwandt mit dieser Bescheidenheit ist auch die Einfältigkeit: »Laß uns einfältig werden« – wieder in des Wortes ursprünglichem Sinn: **eine** Falte, also ein Mensch, der sich öffnen kann, der nicht in sich verstrickt ist, der eine ganz

klare Achse in sich hat. Diese Achse verläuft zwischen Himmel und Erde, zwischen dem Mond und den Sternen dort und zwischen dem Wald und den Wiesen hier, sie zieht sich zwischen dem Leben und dem Tod.

Auch in diesem wohl bekanntesten Gedicht von Claudius, seinem Abendlied »Der Mond ist aufgegangen«, zeigt der Dichter den Weg nach oben. Das Heil kann nur Gott schenken. Er muß die Augen öffnen. Wir Menschen leben im Dunkel. Die volle Wirklichkeit ist ein Zustand, den wir noch nicht sehen. Der Schlaf – »und laß uns ruhig schlafen« – ist ein Schritt auf dem Weg nach oben, wie das Sterben und wie der Tod.

Der Tod ist sein zentrales Thema. »Es ist die Erfahrung der Grenze, die Erfahrung der Vorläufigkeit aller Dinge«, sagte Hans Jürgen Schultz in seinem Vortrag »Freund Hain« – Der Tod im Leben des Matthias Claudius«. Als Kind wurde Claudius einmal vor dem Ertrinken errettet. Drei Geschwister wurden Opfer einer Seuche. Der Bruder Josias starb an den Blattern. Über sein erstes Kind, das einige Tage nach der Geburt gestorben war, schrieb er: »Er lebte nur einige Stunden und ging, nachdem er sich hier satt geweint hatte, wieder heim.« Claudius meinte später, jede Bewahrung vor dem Tod sei nur eine Schmerzlinderung und Hinauszögerung, von der man sich nicht täuschen lassen solle. Dem »Freund Hain« steht er mit einer Mischung aus Schauer und Schalk gegenüber. Der Dichter hat oft Friedhöfe besucht, »um den Wirklichkeitssinn zu schulen«. Er sagt: »Wir sind nicht groß.« Solche Einsicht kann uns der Tod eingeben. Und: »Der Tod ist'n eigner Mann. Er streift den Dingen dieser Welt die Regenbogenhaut ab und schließt das Auge zu Tränen, das Herz zur Nüchternheit auf.« – »Und es ist ein großer Gewinn, alles, was man tut, wie vor seinem Katheder und vor seinen Augen zu tun.« Alle Natur ist solidarisch in der Endlichkeit. Der Tod hat Hausrecht im Leben. Das Gedicht »Der Mensch« ist ganz und gar Matthias Claudius selbst, dessen Lieblingslektüre das Buch Kohelet war: alles ist eitel. Doch gerade angesichts des unabänderlich über den Menschen Verfügteten gibt es ein Standhalten im Angesicht des Todes, der wie bei Franz von Assisi Bruder und Freund ist.

Claudius hat viele Briefe an Betrübte geschrieben: »Ihr Sohn ist wie ein Vogel über die Mauer geflogen und Sie sollten ihm nachgehen, statt ihm nachzutruern.«

Über das eigene Sterben von Matthias Claudius und über seinen Tod sagte Hans Jürgen Schultz:

Froh über jede Stunde, die er noch hatte, wartete Claudius gelassen auf den Tod, »der ihm die Schmachtriemen lösen« sollte. Zu leiden hatte er wenig, zu denken und zu danken viel. Bis zum 21. Januar 1815. In der Frühe sagte Matthias zu Rebecka, er werde heute zwischen zwei und drei Uhr sterben. Er war sich dieses Zeitpunkts gewiß. Deswegen erkundigte er sich immer wieder verwundert: »Noch nich twee?« Er wollte die Kinder sehen, die großen und die kleinen, möglichst alle. Viele kamen. Stundenlang war Agnes Perthes, die Enkelin, bei ihm. Caroline schickte das Kind hinaus. Es schlich sich jedoch immer wieder in die Nähe des Großvaters, den es liebhatte und der im Begriff war, unwiederbringlich wegzugehen. »Jungfer Agnese« hat ihre Erinnerung an die letzten Stunden später zu Papier gebracht: es war ein geduldiges Abwarten und ein liebevolles Abschiednehmen. Seine Bebelmus, so nannte er Rebecka, »küßte und streichelte er«, erwähnte immerfort die Namen der abwesenden Kinder, bat einmal darum, die Vorhänge seines Bettes zuzuziehen, weil er allein sein und sich konzentrieren wollte, um womöglich eines Ein- oder Durchblicks in die Wirklichkeit jenseits des Todes teilhaftig zu werden.

Auf den »lichten Blick«, auf den Wink von drüben, hatte Claudius also vergeblich gehofft. Der Tod ist verschlossen, ungesellig, schweigsam, gibt keine Geheimnisse preis, überläßt den Sterbenden ganz sich selbst. Sein Leben lang habe er auf diese Stunde studiert, hatte Claudius zuguterletzt erklärt, und nun sie da sei, wisse er doch nicht, wie alles enden werde. Menschen waren bei ihm, ja; aber er entrückte ihnen und sie ihm. Der Tod holte ihn unerbittlich. Und der Sterbende ergab sich ohne Wehr. Ein frommer Hingang gewiß, doch ein illusionsloser auch, ein diesseitiger, ohne das Signal von woanders, auf das er sich – mit claudianischer Synthese aus Skepsis und Neugier – eingerichtet hatte. –

Leitmotivisch blieb das Gedicht »Der Mensch« während der ganzen Tagung gegenwärtig – nicht nur in Alfred Peter Wolfs Ein-Mann-Theater, worin er Claudius-Texte inszeniert und dargestellt hatte, sondern auch in der Predigt von Akademiedirektor Tiefenbacher. Nicht Todessehnsucht, sondern Wahrheitsliebe empfahl dieses Vorgehen. Claudius lebte die Formel vom Tod als kürzestem Inbegriff des Lebens in einfachen Zeichen vor und war darum auch in

der Lage, an die Schwäche von Theologie und Theodizee angesichts des Ernstfalls zu erinnern:

Ach, es ist so dunkel in des Todes Kammer,
tönt so traurig, wenn er sich bewegt
und nun aufhebt seinen schweren Hammer
und die Stunde schlägt.



Alfred Peter Wolf, Andere Bühne – die Stimme, rezitierte und spielte als Ein-Mann-Theater Gedichte, Szenen und Texte aus den Werken von Matthias Claudius: »Hau deinen Götzen mutig um – er sei Geld, Wollust oder Ruhm.«



Wiedergelesen: Paul Claudel »Der seidene Schuh«

21. April 1983 in Hohenheim
118 Teilnehmer

5. Mai 1983 in Weingarten
65 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Elisabet Plünnecke

Referent:
Prälat Bernhard Hanssler

Elisabet Plünnecke macht es sich mit ihrer Reihe »Wiedergelesen« nicht leicht. »Das unauslöschliche Siegel« der Elisabeth Langgässer, den »Ulysses« von James Joyce und das Werk Werner Bergengruens: jedesmal Mühsal, Abenteuer und die Lust, Neues zu entdecken, sich an Früheres zu erinnern. Wanderung durch Labyrinth und Schau der Ordnung. Dichtung ist nicht Luxus, nicht müßiges Spiel, nicht Zeitvertreib oder Zierat für Bücherschränke und Zitate. In ihr nehmen vielmehr die Geheimnisse der Welt und des Lebens Gestalt an, und die scheinbaren Selbstverständlichkeiten oder Unverständlichkeiten des Banalen enthüllen ihr Geheimnis, werden tief und bedeutsam.

Der eine Tag in Hohenheim und in Weingarten hat nicht hingereicht, die pralle Fülle der Einfälle, Handlungen und Begegnungen und Gestalten zu packen, das Gewebe aus Tragik, Burleske, Feier und Zärtlichkeit, Schmerz und Gelächter, Tiefe und Übermut ein für allemal zu erfassen, sich auf den Schauplätzen Erde und Meer, Sternen- und Heilighimmel zurechtzufinden.

Und doch sind die Erwartungen reich erfüllt worden. Prälat Bernhard Hanssler, Lotse auf dieser schwierigen Fahrt, malte das Bild des Dichters (1868–1955) und seines Werkes: Zuerst die Atmosphäre seiner Herkunft: den überraschenden starken Aufbruch des *Renouveau catholique* (Léon Bloy, Péguy) aus dem *Fin de siècle*, das nur noch den Duft der leeren Flasche genießt. Aber auch Claudels Faszination durch die fast geschmäcklerische Sprachkunst Mallarmés, durch die Genialität Rimbauds, seine sinnlich wogenden Bilder. Claudel, der Thomas von Aquin so intensiv wie wenige seines Metiers studiert hat, erkennt seine Aufgabe als Dichter nicht darin, Ideen zu verkünden, sondern die Dinge der Welt, der Wirklichkeit, immer verbunden ihrem Ursprung aus Gott, mit allen Sinnen für die Sinne sichtbar zu machen. Bis in den dunkelsten Winkel der Schöpfung hinein ist das Wort Gottes wirksam. Der Dichter ist der Vergewaltiger. Das ist Dienst an der Schönheit und ein religiöser Akt. Die Welt ist Stoff der Danksagung. Abstrakta, Ideale, Formeln, Ideen, Ideologien, Theoreme sind dagegen tote Götzen. Das Selbstverständnis Claudels gründet in seiner tiefen Religiosität, die sich in seiner Dichtung – »Dichtung ist ein Klangkunstwerk« (Hanssler) – niederschlägt: »Die Muse, die die Gnade ist.«

Wiedergelesen wurde »Der seidene Schuh«, ein Drama der Liebe, in dem Claudel sein ganzes Denken und Leben

zusammenfaßt. Es ist die irdische Geduldsprobe und die Geschichte von Liebenden, denen auf dieser Erde keine Vereinigung gewährt wird. Lesend und meditierend wurden die Gestalten und Geschehnisse, die Claudel auf vier Tage verteilt – »Stunden dauern unentwegt, und Tage verschwinden« – ausgelegt: Doña Proëza ist für Rodrigo unerreichbar, obwohl sie nur ihn allein liebt. Auch schenkt sie bewußt ihrer Sehnsucht keine Erfüllung, denn: »Die Frau ist ein Versprechen, das nicht gehalten werden kann.« Aber Rodrigo: »Ihr ganzes Wesen ist für mich ein Stern.« Doch ist das Schicksal der beiden Liebenden überwölbt von himmlischen Mächten. Der heilige Jakobus von Compostella verspricht den Liebenden die Erfüllung ihrer Liebe in der Ewigkeit. Auf dieser Erde gelingt sie nicht. Auch wenn es im Himmel und auf Erden nichts gibt, was die Liebe nicht schenken könnte, so bringen Rodrigo und Proëza in ihrer Liebe doch nichts zuwege als den reinen Schmerz. Darum das Bild der »madre dolorosa«. »Rodrigo ist das Kreuz, an das ich geheftet bin«, sagt Proëza. Sie möchte von ihm nicht geheiratet, sondern immer begehrt werden. »Ich wäre nur ein bald hinsterbendes Weib auf deinem Herzen gewesen, und nicht der ewige Stern, nach dem dich dürstet.« Beide reihen sich ein in die großen Liebespaare der Geschichte.

Viel Unentwirrbares, das Theater der Welt als Drama und Komödie, die Abgründigkeiten der Seele und die merkwürdigen Wege der Menschen, versinnbildet durch das schwankende Schiff und durch das ständige Unterwegssein steht im »Seidenen Schuh«, aber: Gott schreibt auch auf krummen Zeilen gerade (Portugiesisches Sprichwort – Motto des Buches). So ist der »Seidene Schuh« wie ein Wirbel, in dessen Mittelpunkt die Ruhe des Schicksals herrscht.

Caroline Piazzolo, Stuttgart, las an diesen beiden Tagen – »Ein Fest mit Claudel« – die Texte aus dem »Seidenen Schuh«, zum Teil im Dialog mit Bernhard Hanssler. Und das Gebet der Proëza an die Muttergottes auf Französisch.

Le soulier de satin

Prouhèze: Vierge, patronne et mère de cette maison, Répondante et protectrice de cet homme dont le coeur vous est pénétrable plus qu'à moi et compagne de sa longue solitude,

Alors sie ce n'est pas pour moi, que ce soit à cause de lui, Puisque ce lien entre lui et moi n'a pas été mon fait, mais votre volonté intervenante:

Empêchez que je sois à cette maison dont vous gardez la porte, auguste tourière, une cause de corruption! Que je manque à ce nom que vous m'avez donné à porter, et que je cesse d'être honorable aux yeux de ceux qui m'aiment.

Je ne puis dire que je comprends cet homme que vous m'avez choisi, mais vous, je comprends, qui êtes sa mère comme la mienne.

Alors, pendant qu'il est encore temps, tenant mon coeur dans une main et mon soulier dans l'autre, Je me remets à vous! Vierge mère, je vous donne mon soulier! Vierge mère, gardez dans votre main mon malheureux petit pied!

Je vous préviens que tout à l'heure je ne vous verrai plus et que je vais tout mettre en oeuvre contre vous! Mais quand j'essayerai de m'élancer vers le mal, que ce soit avec un pied boiteux! la barrière que vous avez mise, Quand je voudrai la franchir, que ce soit avec une aile rognée!

J'ai fini ce que je pouvais faire, et vous, gardez mon pauvre petit soulier, Gardez-le contre votre coeur, ô grande Maman effrayante!

Don Rodrigo zu Bruder Léon auf seine Frage, ob er ihm nicht sein beladenes Herz eröffnen wolle: »Es ist beladen mit Sünden und mit der Herrlichkeit Gottes, und all das kommt mir kunterbunt auf die Lippen, wenn ich versuche, mich aufzuschließen.« (Il est chargé de péchés et de la gloire de Dieu, et tout cela me vient aux lèvres pêle-mêle quand j'essaye de m'ouvrir!)

Paul Claudel, Der Seidene Schuh, Vierte Reise

Wiedergelesen: Thomas Manns Josephroman

Weingarten, 14. September 1983
18 Teilnehmer

Hohenheim, 15. September 1983
60 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Elisabet Plünnecke

Referentin:
Professor Dr. Eva Lüders, Raven

Professor Eva Lüders hatte Thomas Manns vier Bände »Joseph und seine Brüder« so sicher im Kopf und zur Hand, daß sie nicht nur genial Durchblicke bieten, sondern auch variabel und spontan auf alle Wünsche der Teilnehmer und Tagungsleiterin eingehen, entsprechende Akzente setzen und Details behandeln konnte.

Wichtig war den Wieder-Lesern die Frage, ob Thomas Mann seinen Stoff nur ironisch behandelt oder ihn ernst nimmt. Eva Lüders sieht Thomas Mann hier in der Rolle des Erzählers von heute, in Sorge um den Menschen und seine Wurzeln, seine Orientierung, seinen Sinn, seine Zukunft. Sie sieht die religiösen Anliegen der Gestalten ernst genommen, neu interpretiert. Und sie liest Forderungen für die Gegenwart heraus.

Bilder der Wüste und eine Meditation der Jerusalemer Chagall-Fenster ergänzten das gesprochene und wiedergelesene Wort und ließen das Auge teilhaben am neu Gehörten.

Die Anfechtung

. . . Joseph war von der Gewißheit durchdrungen, daß er nicht umsonst hinweggerafft worden war, daß vielmehr der Planende, der ihn aus dem Alten gerissen und ihn ins Neue dahinführte, es zukünftig vorhabe mit ihm auf eine oder die andere Weise; und wider diesen Stachel zu löcken, der Heimsuchung zu entlaufen, wäre Sünde und großer Fehler gewesen – was nämlich eins war in Josephs Augen. . . Er hatte Fehler genug begangen – im Loche war er's gewahr geworden. Da er aber dem Loche entronnen war und offenbar planmäßig hinweggeführt wurde, so konnten die bis dahin begangenen Fehler allenfalls als im Plane gelegen, als zweckmäßig also und in aller Blindheit gottgelenkt gelten. Weiteres aber der Art, wie nun etwa gar das Ausreißen, würde in ausgemacht närrischem Grade vom Übel sein; es würde buchstäblich bedeuten, klüger sein wollen als Gott – was nach Josephs gescheiter Einsicht ganz einfach der Gipfel der Dummheit war.

Jaakob steht vor Pharao

. . . Sie betrachteten einander eine Weile schweigend, der luxuriöse Spätling und Gottesträumer, der sich in seiner vergoldeten Zierkapelle neugierig etwas aus der Über-Bequemlichkeit erhoben hatte – und Jizchaks Sohn, der Vater der Zwölfe; sie sahen einander an, umhüllt von derselben Stunde und durch Zeitalter getrennt, der uralte gekrönte Knabe, kränklich bemüht, aus der aufgehäuften Gottesgelehrsamkeit von Jahrtausenden das Rosenöl einer zärtlich verschwärmten Liebesreligion zu destillieren, und der vielerfahrene Greis, dessen zeitlicher Standort am Quellpunkt weitläufigsten Werdens war. Pharao geriet bald in Verlegenheit. Er war nicht gewohnt, zuerst das Wort an den zu richten, der vor ihm stand, sondern wartete auf den kurialen Begrüßungshymnus, mit dem man sich bei ihm einführte. Auch sind wir versichert, daß Jaakob diese Formpflicht nicht ganz verabsäumte: Er habe, heißt es, Pharao bei seinem Eintritt sowohl wie vor seinem Hinausgehen »gesegnet«. Das ist ganz wörtlich zu verstehen; der Erzvater setzte an die Stelle des obligaten Verherrlichungsgeleiers ein Segenswort. Nicht beide Hände hob er, wie vor Gott, sondern nur seine Rechte, und streckte sie mit würdigstem Zittern gegen Pharao aus, so, als erhöbe er sie aus einiger Entfernung väterlich über des Jünglings Haupt. »Der Herr segne dich, König in Ägyptenland«, sprach er mit der Stimme des höchsten Alters. Pharao war sehr beeindruckt.

Zeichnung von Sita Jucker



Phantastische Realität

Welt in Kinder- und Jugendbüchern

17. Februar 1983
Hohenheim
63 Teilnehmer

24. Februar 1983
Weingarten
33 Teilnehmer

Tagungsleitung und Referentin:
Elisabet Plünnecke

Manche Eltern hätten weniger Schulsorgen mit ihren Schulkindern, wenn sie ihren Kindern früher bessere Bilderbücher gekauft hätten. Kinder, die mit Büchern umgehen, bringen eine ganz andere Offenheit in die Schule mit. Kinder erlernen an Büchern die Welt, aber auch für Erwach-

sene sind gute Bilderbücher lehrreich. Sie sind »ein ganz tolles Sprungbrett« für wichtige Kinderfragen. Das Kind lernt seine nähere Umgebung und die ferne Welt kennen, seine Familie, seinen Leib, es wird mit Vorurteilen konfrontiert, mit Wünschen und Ängsten.

Ein besonders guter Boden für das Gespräch ist das Märchen. Alles, was den Menschen existentiell angeht, wird im Märchen zu einfachen, anschaulichen Sinnbildern verdichtet. Die Kinder erfahren im Märchen die Liebe, die Sehnsucht nach dem Fremden, die Schwere des Erwachsenwerdens, den Tod als Durchgang, den helfenden Helden, Hilfsbereitschaft, Aufopferung und Verständnis für die Natur. Märchen sind phantastische Geschichten, ein Spiegel des menschlichen Reichtums an Farben und Lichtern, wie Träume, die das Leben in einer größeren Tiefe einsichtiger machen. Hinzu kommen die Bilder in den Büchern, in die sich die Kinder immer wieder hineinbegeben, die sie sich in langem Anschauen einprägen können.

»Und wer es einmal entdeckt hat, wird immer wieder dorthin zurückkehren: In das Land, wo man in Regenbogenfarben spazieren gehen kann, wo Ichthyosaurier im Garten auftauchen, ein Kater Turnunterricht erteilt oder ein Elefant mit rosaroten Ohren seine Außenseiterposition meistern lernt...

Was ist ein gutes Kinderbuch? Können Erwachsene dies beurteilen? Und lesen Kinder nicht vielfach gerade das am liebsten, was die Erwachsenen schlecht finden? Und finden das langweilig, was Erwachsene für sie auswählen? Auf die Schlüsselposition der Eltern wurde auch in der Diskussion hingewiesen. Kinder müßten, um Leser zu werden, nicht nur erleben, daß ihre Eltern Spaß an Lesen haben. Sie müßten auch das Interesse der Eltern an ihnen, an den Büchern der Kinder spüren.« (Isolde Neidlin in der Stuttgarter Zeitung vom 25. März 1983.)

Elisabet Plünnecke bot eine Fülle von Anregungen, wie Kindern, auch älter gewordenen Kindern, gute Kinderbücher vermittelt werden können, wobei das Kind selbst wählt, was ihm gefällt. Es gibt heute ein sehr großes Angebot für die kleinen Leser, Altes und Neues. Viele Titel wurden besprochen, und auf dem Büchertisch lag eine bunte Palette köstlicher Bücher. Oft gilt es die Schwellenangst zum Buchhändler, in eine Bibliothek oder zur Pfarrbücherei zu überwinden. Hinter der Schwelle liegt die Welt der Bücher, in die Wirklichkeit und Phantasie, Ahnen und Wissen hineingebunden sind.

Funkenfeuer in Oberschwaben



Gegenwartsbrauchtum in Oberschwaben

Ein Überblick und neue Ansätze für eine Bestandsaufnahme

17./18. September 1983
in Weingarten
48 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger
Dr. Hermann Dettmer, Wolfegg,
Heimatspflieger des Kreises Ravensburg

Referenten:

Pfarrer Dr. Otto Beck, Otterswang
Dr. Hermann Dettmer, Wolfegg
Friedel Kehrer, Reutlingen-Bronnweiler
Professor Dr. Leander Petzoldt, Vorse
Professor Dr. Karlheinz Schaaf, Ravensburg
Dr. Gustav Schöck, Stuttgart

Auf dieser Tagung durfte schwäbisch gesprochen und gesungen werden.

Daß der Oberländer festfreudiger ist als der Unterländer, daß sich nicht nur an »Fasnet« altes Brauchtum erhalten hat oder wieder neu belebt wurde, war allen Teilnehmern, vorzüglich Heimatkundlern und Brauchtumsforschern, von vornherein klar und wurde ihnen auch durch Professor Karlheinz Schaaf schon am Anfang dieser mit Grundsatzreferaten gut bestückten Tagung durch ein über hundert Jahre altes Zitat bestätigt: »Der Niederschwabe ist bei sehr schmaler Kost ungemein tätig und zäh. Dagegen der Oberschwabe ist bei reicher Kost viel bequemer und weicher sowie den Festen übermäßig zugeneigt.« Aus dieser Auffassung hört man natürlich jenen pietistischen Zungenschlag heraus, der hinter gutem Essen und fröhlichen Festen gleich Ausgelassenheit und Sünde wittert.

In Wirklichkeit gehört zu einem richtigen Fest sehr viel. Die Sitte trägt das Brauchtum, das sich in Festen mit klaren Formen (Zeit, Kleidung, Rangordnung, Ablauf) äußert. Dies wurde durch den Film »Das Narrengericht in Gosseltingen«, den Professor Leander Petzoldt erläuterte, besonders deutlich. Kirchliche und weltliche Bräuche gehen oft ineinander über und sind gewachsene Bestandteile in Dörfern und Städten. Von entscheidender Bedeutung ist die Zustimmung und Übereinstimmung zum Fest: Die Teilnehmer stimmen einem Fest zu und stimmen in der Feier miteinander überein. Sie bestätigen sich im Fest ihre Zusammengehörigkeit. Hier wurde natürlich besorgt gefragt, was wohl geschehe, wenn eine größere Zahl von Menschen kirchlichen Festinhalten, wie etwa Weihnachten, nicht mehr zustimme. Dann bilden sich profane Formen heraus, es entstehen andere Bräuche und Verhaltensweisen, die mit dem ursprünglichen Festgehalt nichts oder nur noch wenig zu tun haben.

Auf der gesamten Tagung in Weingarten, wo ja beim alljährlichen Blutritt ein uralter Brauch gepflegt wird, wurde immer wieder hervorgehoben, daß Brauchtum ständig im Wechsel ist, daß sich Formen wandeln und Brauchtumspflege nicht in der Mumifizierung des einmal Gewesenen bestehen darf. Pfarrer Dr. Otto Beck, der in seiner Gemeinde nicht mehr gepflegte einstige Bräuche wieder belebt hat, legte auf diese Feststellung großen Wert. So waren »die Palmen«

nach dem Zweiten Weltkrieg ausgestorben, wurden jedoch weithin wieder eingeführt. Dr. Beck ließ, als er seine Pfarrgemeinde Otterswang übernommen hatte, im Religionsunterricht Aufsätze über das Thema: »Was ich zu Hause noch über das Palmbinden erfahren konnte« schreiben. Der Erfolg war nicht ausgeblieben: Angeregt durch die Berichte der Eltern und Großeltern und angespornt durch ihren an Brauchtum begeisterten Pfarrer, hatten die Kinder sich darangemacht, selbst Palmen zu binden. Heute scheine das Palmbrauchtum aus der Gemeinde nicht mehr wegzu-denken.

Viel fast Vergessenes und Verschüttetes hat in den letzten Jahrzehnten eine Wiederbelebung erfahren, was nur durch die Identifikation mit den Grundgedanken des Brauches (»Brauch als Sinnträger«) möglich werden konnte.

Die Frage, wie eine richtige Brauchtumspflege auszusehen habe, wurde vor allem an Dr. Gustav Schöck gerichtet, dessen Stuttgarter Landesstelle für Volkskunde bei Problemen der Brauch-Pflege und -Dokumentation mit Rat und Tat zur Stelle ist. Gustav Schöck warnte dringend davor, einen Brauch immer gleich als etwas »Urwüchsiges, Unveränderliches und Naturgegebenes« anzusehen, das sich im Zweifelsfall dann auch noch bis in die Zeit der alten Germanen zurückführen lasse. Bei allen Bemühungen um das Brauchtum müsse die Einsicht in dessen Wandelbarkeit eine wichtige Rolle spielen. Bräuche seien nicht vom Alltag zu trennen und änderten sich folglich auch mit ihm. Ein starres Festhalten an Althergebrachtem, hinter dem in Wahrheit niemand mehr stehe, könne nicht oberstes Gebot sein.

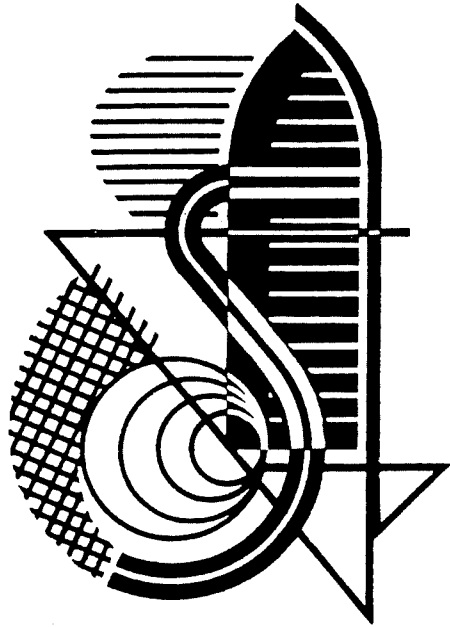
Immer wieder angeführtes Beispiel für durch und durch organisiertes Brauchtum ist die Fasnet. Strenge Regelung von Mitgliedschaft, Larve und Häs gehören vor allem bei großen Narrenzünften häufig zum närrischen Geschäft. Vielerorts müssen die Teilnehmer am Narrensprung, ehe sie mit ihren Schellen-Riemen und Saublodern durch den Ort »jucken« dürfen, erst mal zum »Narren-TÜV« und überprüfen lassen, ob auch alles seine Ordnung hat. Viel spontaner hat sich das Fasnets-Brauchtum in kleineren Gemeinden und Dörfern erhalten, wo die Narren hinter ihren Larven hervor nicht so sehr auf Besucher am Wegesrand schielen.

Vor allem bei den Festen, die landauf, landab zu allen möglichen Gelegenheiten gefeiert werden, haben die Vereins-Kassierer die Hand im Spiel. Ganz ohne Organisation in den Vereinen geht es nämlich auch beim Brauchtum nicht. Und da muß ab und zu einfach auch »a bißle a Geld en d'Kasse«, legte ein Vereinsvertreter dar. Wie Professor Leander Petzoldt in einem Überblick feststellte, sind in den letzten Jahren vor allem zahlreiche neue Feste aufgekommen, die sich auf ein lokalgeschichtliches Ereignis oder eine Sage beziehen. Daneben gibt es in der festfreudigen oberschwäbischen Landschaft aber auch eine unüberschaubare Zahl alter Feste, die durch die Jahrhunderte hindurch eine mehr oder weniger große »Menge von Menschen- und Pferdefüßen in Bewegung« gesetzt haben, wie es in einer alten Chronik heißt.

Die Feste und die Feier von Bräuchen waren und sind immer Höhepunkte im Leben einer Gemeinschaft, die sich jedoch mit ihren Bräuchen nicht abkapseln darf, so daß nur Eingeweihte und Eingeborene daran teilnehmen können. Sie sollten auch Neuzugezogene und Fremde miteinbeziehen, also eine integrierende Aufgabe haben. Auf diese Chance wurde ausdrücklich hingewiesen, wie auch auf die Gefahr einer zu großen Geordnetheit von Festabläufen, die fast zur Sterilität führe. Der Ritus des Festes ist zwar ein Rahmen, er darf jedoch keine Zwangsjacke werden. Und daß man nicht einfach in ein Fest hineinschlittern kann, daß es vielmehr außer der organisatorischen Vorbereitung auch einer inneren Zurüstung bedarf – dies wußte die Weisheit der Kirche schon immer und legte vor die Hauptfeste des Kirchenjahres die sogenannten »geschlossenen Zeiten«. Vieles gelingt deshalb nicht mehr richtig, weil man nicht mehr bedächtig genug auf Höhepunkte zugeht, sich innerlich nicht mehr vorbereitet. Treffend hat dieses Dilemma ein Teilnehmer formuliert – es wurde gut und herzlich schwäbisch gesprochen: »Das Fasten fällt weg, darum ist auch das Fressen nicht mehr interessant.« Das gilt für vieles.

(Aus: »Katholisches Sonntagsblatt« vom 2. 10. 1983 und »Schwäbische Zeitung« vom 8. 10. 1983)

Die auf dieser Tagung behandelte Thematik wird weitergeführt. Es ist geplant, einen ständigen Arbeitskreis für alle am Brauchtum Interessierten einzurichten.



Der Lehrer. Beruf, Rolle, Ethos

III. Symposium zur Christlichen Pädagogik

21.–23. Februar 1983
Stuttgart-Hohenheim
35 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Heinz Tiefenbacher
Franz Josef Klehr

Nach den beiden Symposien »Christliche Pädagogik – Aufforderung zu einer neuen Initiative« (1978) und »Erziehungswissenschaft und Ethik« (1979) hatte die Thomas-Morus-Akademie Bensberg 1980 zu einer dritten Begegnung eingeladen: »Der Lehrer. Beruf, Rolle, Ethos«. Der Brand des Bensberger Tagungshauses verhinderte die Durchführung. Im Einvernehmen mit den damaligen Initiatoren Professor Dr. Franz Pöggeler, Aachen, und Dr. Hermann Boventer, Bensberg, nahm sich unsere Akademie des nach wie vor aktuellen Themas an und fragte einen repräsentativen Kreis von Erziehungswissenschaftlern und Erziehungspraktikern nach den Chancen einer christlichen Berufsauffassung für Lehrer und Erzieher.

Antworten wurden in folgenden Teilthemen versucht:

**Der Lehrer und sein Beruf:
Zwischen Rolle und Charisma**

Professor Dr. Franz Pöggeler, Aachen

**Der Lehrer und sein Beruf:
Zwischen Resignation und Hoffnung**

Oberstudiendirektorin Elisabeth von der Lieth, Todtnauberg

**Die Lehrer-Schüler-Beziehung im Kontext einer neuen
Aufmerksamkeit für sinnliche Welterfahrung**

Professor Dr. Horst Rumpf, Frankfurt

**Der Lehrer:
Mehr pädagogische Freiheit?**

Dr. Hermann Boventer, Bonn

Sollen Lehrer ein »persönliches Beispiel geben«?

Professor Dr. Magdalena Benden, Köln

**Berufs- und Existenzprobleme jüngerer Lehrer im
Schulalltag**

Oberstudienrat Wilfried Lammert, Bergisch Gladbach

Wie ihre nichtchristlichen Kollegen haben auch die christlichen Lehrer Anteil an der Lähmung, die durch Rationalismus und Säkularisierung, vor allem aber durch den Mangel an gemeinsamen religiösen und ethischen Grundüberzeugungen verursacht ist. Zu solchen Hintergründen möglicher Resignation treten alltägliche Erschwernisse ihrer Arbeit. Elisabeth von der Lieth hat sie aufgelistet:

- Unzulängliche Rahmenbedingungen der Reformen,
- Aufblähung der Schulbürokratie,
- Unterwerfung des Pädagogischen unter das Juristische,
- zunehmende Polarisierung innerhalb der Kollegien,
- wachsende Schwierigkeiten mit Eltern, die ihre Mitbestimmungsrechte oft destruktiv wahrnehmen,
- eine veränderte Schülermentalität, deren Erscheinungsformen von nachlassender Konzentrationsfähigkeit bis zu schweren Verhaltensstörungen reichen.

Die Soziologie hat sich dieses neuen Schülertyps bereits angenommen und ihn als »Narziß« mit folgenden Verhaltensweisen charakterisiert:

- Arbeitsschwierigkeiten, da Aufmerksamkeit, Konzentration, Beharrlichkeit nur sprunghaft auftreten.
- Keine Bereitschaft zur Planung; Mangel an produktiver Energie, fehlende Motivation.
- Übersteigerte Angst in Situationen, in denen sich Jugendliche miteinander vergleichen müssen.
- Schläffheit; Verletzlichkeit; Krisenhaftigkeit des Arbeitens oder Arbeitensollens. Man ist blitzschnell betroffen, aber noch längst nicht zu ausdauernden Arbeitsvorgängen motiviert.
- Gefühle blinder Wut, die schnell in Resignation und Unlust umschlagen.
- Brennender Wunsch nach Genuß und Schwierigkeiten, den Wunsch zu verwirklichen.
- Abwendung von der gesellschaftlichen Realität und/oder Weigerung sie hinzunehmen, wie sie ist.
- Unfähigkeit, sich selbst und anderen eine Freude zu bereiten und tiefere Beziehungen zu Menschen oder Sachen einzugehen.
- Arme, barbarische und zerfallende Sprache.
- Überdruß am Schulalltag.
- Keine echte politische Perspektive.
- Angst vor der Zukunft.

Unerfreuliche Erfahrungen sind heute zahlreicher, häufiger, konkreter, direkter und verstellen dadurch den Blick für tieferliegende positive Erfahrungen, die Grund zur Hoffnung sein können.

»Hier gilt es also, wachsam zu sein und sich von seinen negativen Erfahrungen nicht überrollen zu lassen. Das ist nicht leicht, aber es ist nicht unmöglich, und man braucht dazu nicht einmal unbedingt ein Christ zu sein.

Der Christ aber braucht auch dann nicht zu resignieren, wenn kein Zeichen der Hoffnung sich zeigen will. Er weiß

etwas davon, daß auf Hoffnung säen oft mit Tränen ernten heißt, und er weiß, daß Erfolg keine christliche Kategorie ist . . . Auch wenn wir nicht jeden kleinen Alltagsärger gleich mit dem Kreuz verwechseln, auch wenn wir aufmerksam bleiben für die kleinen Zeichen der Hoffnung und des Sinns, kann das Lehrerdasein eine Last werden, die zu tragen über menschliche Kräfte geht. Aber wir sind ja auch nicht allein auf unsere menschlichen Kräfte verwiesen – wir dürfen also hoffen, allen negativen Erfahrungen zum Trotz« (Elisabeth von der Lieth).

Ist dies alles, was christliche Pädagogik zu sagen hat?

Es ist viel und wenig. Christliche Erziehungswissenschaftler haben, das bewies die Tagung, ihre liebe Not mit der Darstellung einer ausgesprochen christlichen Pädagogik. Sie vermeiden aber wenigstens die Sackgassen der Wissenschaftsgläubigkeit. Sie fliehen nicht in die Beschäftigung mit Stoffkatalogen, Lerntechniken und Verhaltenspraktiken. Sie möchten keine »Lehrerrolle«, sondern setzen auf die »pädagogische Freiheit« des sensiblen, spontanen, charakterlich gefestigten und persönlich zuständigen Lehrers. So wahren sie jene Würde von Lehrern und Schülern, die gegenseitiges Vertrauen ermöglicht. Vertrauen aber ist die Grundlage jeder Wissensvermittlung und Erziehung.

Wir alle haben das unbestimmte Gefühl einer großen Gefahr, die unsere Kultur bedroht. Welches ist die Gefahr? Darin liegt sie: die Intelligenz des Menschen hat sich viel schneller entwickelt als seine seelischen Kräfte.

Aus: Nikos Kazantzakis,
Der einsame Weg des Dag Hammarskjöld

Schon im vergangenen Jahr war Arbeit und Arbeitslosigkeit ein Schwerpunkt der Akademiarbeit im gesellschaftspolitischen Bereich. Die bedrückende Aktualität der Problematik hat sich nicht verringert. Die derzeitigen Faktoren der Veränderung in der Arbeit selbst und ihrer Bedingungen sind für unsere Gesellschaft wie für jeden einzelnen Menschen von solcher Bedeutung, daß wir uns aus christlicher Verantwortung bemühen, in der uns zugewiesenen Weise Menschen zu sensibilisieren und für eine argumentative Diskussion zu gewinnen. Die ökonomischen und politischen Sachfragen dürfen dabei keineswegs isoliert betrachtet werden. Arbeitslosigkeit ist immer auch ein ethisches Problem. Weil sowohl ihre Ursachen als auch ihre Auswirkungen mit Plänen und Entscheidungen von Menschen zu tun haben, ist daran zu erinnern, daß der Mensch das eigentliche Subjekt der Arbeit bleibt. Die Würde der menschlichen Person begründet die Würde der menschlichen Arbeit. Deshalb darf die Technik den Menschen nicht verdrängen und arbeitslos werden lassen oder ihn seiner schöpferischen Verantwortung berauben.

In unterschiedlichen Gruppen haben wir auch in diesem Jahr versucht, in Teilfragen einen Schritt weiterzukommen.

Geht die Arbeit aus?

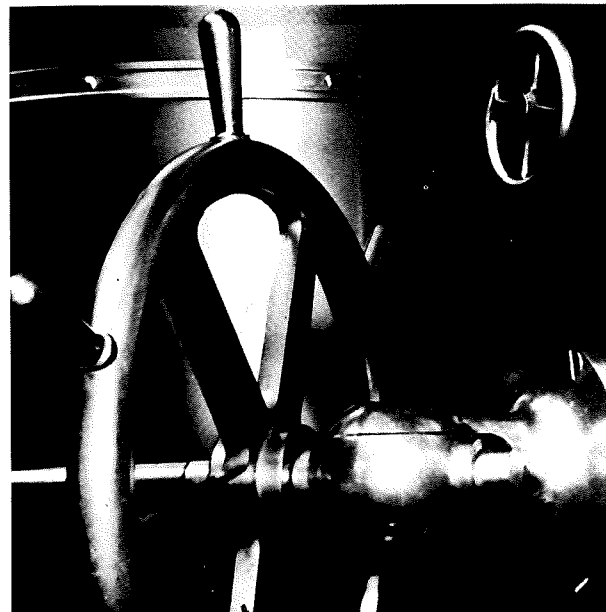
Industriegesellschaft in der Krise

5. März 1983
in Stuttgart-Hohenheim
181 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth

Referenten:
Dr. Wolfgang Klauder, Nürnberg
Prof. Dr. Burkart Lutz, München
Prof. Dr. Friedhelm Hengsbach SJ, Frankfurt

Gesprächspartner:
Herfried Heisler, Stuttgart
Dipl.-Volkswirt Hans Hertle, Stuttgart
Dr. Mathias Manz, Stuttgart



Wenig Vertrauen in die Selbstheilungskraft der Wirtschaft

Über den Weg aus der Krise aber herrscht Ratlosigkeit – Tagung der Diözese Rottenburg-Stuttgart

»Das Auftreten von Massenarbeitslosigkeit wird in unserer Gesellschaft immer noch als Ausnahme, als externe Störung angesehen, während das Normale Wachstum und Vollbeschäftigung sind. Ich aber glaube, daß eine lange Stagnation mit hohen Arbeitslosenraten bald die Normalität sein könnte.« Dieser These des Leiters des Instituts für Sozialwissenschaftliche Forschung in München, Professor Burkart Lutz, wurde auf der Tagung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart zum Thema »Geht die Arbeit aus? Industriegesellschaft in der Krise« in Stuttgart allgemein zugestimmt. Über die Rezepte gegen diese Entwicklung bestand allerdings allgemeine Ratlosigkeit.

Dr. Wolfgang Klauer vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg vermittelte eher düstere Perspektiven für die mittel- und langfristige Entwicklung. Bis 1990 werde sich die Erwerbsbevölkerung der Bundesrepublik stark erhöhen und erst danach wieder vermindern, da dann die geburtenschwachen Jahrgänge den Arbeitsmarkt erreichen. Eine unsichere Komponente sei hingegen die Anzahl der in der Bundesrepublik lebenden Ausländer. Klauer erwartet hier keine Abnahme, bestenfalls eine Konstanz, da die Ausländer in ihren Heimatländern noch schlechtere Chancen erwarteten als in Deutschland. Allein auf Grund der Bevölkerungsentwicklung in der Bundesrepublik dürften nach der Analyse seines Instituts bis 1990 bis zu 1,7 Millionen Menschen zusätzlich eine Beschäftigung suchen. Erst nach dem Jahre 2000 sei mit einer

Entlastung des Arbeitsmarktes zu rechnen. Gleichzeitig sei eine kräftige Erhöhung des Angebots an Arbeitsplätzen wegen des jährlichen Produktivitätsfortschritts erst bei einer Wachstumsrate von merklich mehr als 3,5 Prozent im Jahr zu erwarten.

Hoffnung auf Wirtschaftswachstum allein reiche nicht aus, um der Arbeitslosigkeit zu begegnen, darin waren sich die Experten auf der Tagung in Stuttgart allgemein einig. Lediglich Herfried Heisler, Hauptgeschäftsführer der Landesvereinigung Baden-Württembergischer Arbeitgeberverbände, forderte vor allem wachstumsfördernde Maßnahmen, um die Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschaft über geringere Kosten zu verbessern. Für ihn ist eine Verschlechterung des Arbeitsmarktes bis 1990 nicht zwangsläufig. Auf den noch immer ungesättigten Weltmärkten böten sich der deutschen Wirtschaft Chancen.

Dagegen hält Lutz ein Vertrauen auf die Selbstheilungskräfte des Marktes eher für gefährlich, denn es verführe die Politiker dazu, ebenfalls abzuwarten und nichts zu tun. Automatisch führe kein Weg aus der momentanen Krise. Es müßten neue Formen der Einkommens- und Gütersteuerung gefunden werden. Als Anhänger der Theorie der langen Konjunkturwellen des russischen Ökonomen Kondratieff sehe er die deutsche Wirtschaft heute in einem Konjunkturtal. Ein Beispiel aus der Geschichte ist für ihn der Aufbau des Sozialversicherungssystems, der ein starkes Sinken der Kaufkraft in Krisenzeiten verhindert habe. Die gleichzeitige Anerkennung der Gewerkschaften als Tarifpartei habe einen steigenden Massenwohl-

stand ermöglicht, der wiederum das Wirtschaftswachstum zugelassen habe. Dieses Perpetuum mobile habe jetzt an Schwung verloren. Ein neuer sei aber erst möglich, wenn eine neue Form gefunden werde, wie zum Beispiel die Einführung der sozialen Marktwirtschaft zu Beginn der Bundesrepublik.

Die gegenwärtige Arbeitslosigkeit ist für Lutz die »unproduktivste und schlechteste Möglichkeit des Abfindens mit der Stagnation«, da die Folgen unsozial verteilt seien. Pater Friedrich Hengsbach von der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen ging sogar noch einen Schritt weiter und betonte ein »Recht auf Arbeit«. Als Vertreter der katholischen Soziallehre sieht er in der Arbeit ein soziales Grundrecht, dessen Realisierung erst die gleiche Ausübung der von der Verfassung garantierten Grundrechte ermögliche. In der Marktwirtschaft erfolge die gesellschaftliche Anerkennung nur über Geldeinkommen, die Arbeit als Eigenwert werde zu wenig beachtet. Daß bei zwei Millionen Arbeitslosen noch Überstunden gemacht würden, zeige, daß nur auf die kurzfristige und einzelwirtschaftliche Rentabilität gesehen werde, Folgekosten würden auf Dritte abgewälzt.

Bei den Strategien zur Überwindung der Arbeitslosigkeit tat sich auch der Jesuitenpater schwer. Hengsbach schlug vor, mehrere Wege zu gehen: Einmal müsse die Nachfrage gesteigert werden, daneben aber auch die Arbeitszeit verkürzt werden. Lutz sieht zusätzlich Chancen, die brachliegenden Ressourcen in Form der Arbeitslosen in Richtung auf die Dritte Welt zu entwickeln, dort gebe es genug zu tun. Daß Patentrezepte nicht zur Hand sind, war allen Diskussionspartnern klar, doch tröstete man sich mit der Bemerkung von Lutz: »Eine gute Definition des Problems ist bereits der halbe Weg zur Lösung.« Ob die derzeit Arbeitslosen sich auch damit trösten können, erscheint zweifelhaft.

Wolfgang Gillmann
Stuttgarter Zeitung vom 7. März 1983

Wie sicher sind die Arbeitsplätze in Oberschwaben?

Versuch einer Prognose

7./8. Mai 1983
in Weingarten
52 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Rainer Öhlschläger

Referenten:
Martin Kolle, Nürnberg
Peter Renz, Waldburg
Bruno Stehle, Stuttgart

Gesprächspartner:
Dr. Erich Dittus, Ulm
Dr. Klaus Feucht, Friedrichshafen
Reg.-Dir. Albert Klein, Stuttgart
Ulrich Müller, Ravensburg
Karl Schädler, Ravensburg
Klaus Schlick, Stuttgart
Heinz Siefritz, Friedrichshafen
Alfred Vogler, Friedrichshafen
Hermann Vogler, Ravensburg

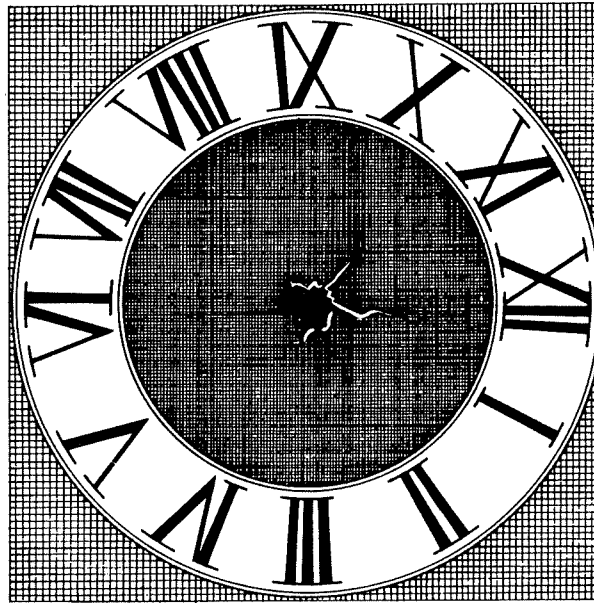
„Die Verschlechterung auf dem Arbeitsmarkt war in Baden-Württemberg spätestens ab Mitte 1980 recht deutlich zu bemerken: Während die Arbeitslosigkeit stark um sich griff, verfiel die Nachfrage nach Arbeitskräften immer mehr. Was die mittel- bis langfristigen Prognosen betrifft, möchte ich an die kürzliche Äußerung von Ministerpräsident Späth erinnern, der auf der Grundlage einer sorgfältigen Studie die Befürchtung aussprach, man müsse bis Ende der achtziger Jahre in Baden-Württemberg mit etwa 500 000 Arbeitslosen rechnen. Wenn ich diese Zahlen auf den oberschwäbischen Raum umrechne, wären das ungefähr 25 000 Arbeitslose. Zur Zeit gibt es hier etwa 11 000 registrierte Arbeitslose – das sind bereits mehr als doppelt so viele wie vor zwei Jahren.

Es gibt aber auch sehr positive und zukunftssträchtige Betriebe, die Marktlücken gefunden haben und sie nutzen. Es sind dies Betriebe, die im Bereich der Elektronik planen und produzieren, sowie Ingenieur- und Konstruktionsbüros. Das sogenannte „Blaupausenkonzept“ ist im oberschwäbischen Raum gut vertreten und bietet für hochqualifiziertes Personal auch in Zukunft gute Beschäftigungschancen. Chancen gibt es sicher auch wieder im Baugewerbe, aber die Arbeitsplatzverluste im produzierenden Gewerbe können dadurch natürlich nicht aufgefangen werden.

Insgesamt gesehen wird aber meiner Ansicht nach die zentrale arbeitsmarktpolitische Frage für die Region Bodensee-Oberschwaben in den nächsten Jahren nicht so sehr lauten, wie die bestehenden Arbeitsplätze zu sichern sind, sondern wie die überdurchschnittlich vielen jungen Menschen, die Jahr für Jahr auf den regionalen Arbeitsmarkt drängen, eine Beschäftigungsmöglichkeit finden können. Wer eine gute berufliche Ausbildung hinter sich gebracht hat, möchte seine Kenntnisse natürlich in einer Anschlußbeschäftigung umsetzen. Eine Chance wird mit Sicherheit in einer Verkürzung der Arbeitszeit liegen. Natürlich wird eine Arbeitszeitverkürzung nur dann positive Beschäftigungseffekte bringen, wenn sie nicht durch Rationalisierungsbestreben aufgesogen wird, sondern zu einem Ersatzbedarf führt. Hier sind in jüngster Zeit schon große Firmen in Friedrichshafen und Ravensburg mit gutem Beispiel vorgegangen, indem sie im Einverständnis mit den Betroffenen und den Arbeitsämtern von der sogenannten 59er Regelung Gebrauch gemacht haben und damit jüngeren Arbeitskräften einen Arbeitsplatz anbieten konnten.“

(Bruno Stehle)

Design: Dieter Groß



Flexiblere Arbeitszeit: sinnvoll, notwendig, möglich?

Akademienachmittag für Verantwortliche in Wirtschaft und Verwaltung

14. Oktober 1983
in Weingarten
56 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth
Rainer Öhlschläger

Referent:
Dr. Bernhard Teriet, Nürnberg

Gesprächspartner:
Eugen R. Desiderato, Bülach/Schweiz
Josef Pfeffer, Ravensburg-Berg

Eine umstrittene Teilstrategie zur Erhaltung und Sicherung von Arbeitsplätzen stand im Mittelpunkt eines Akademienachmittages in Weingarten. 60 Unternehmer, Personalleiter und Führungskräfte aus dem oberschwäbischen Raum folgten der Einladung. Dr. Bernhard Teriet vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung bei der Bundesanstalt für Arbeit hat sich in Deutschland wohl am längsten und intensivsten mit diesem Fragenkomplex beschäftigt. Er stellte die verschiedenen Modelle flexibler Arbeitszeit vor und schilderte die erhofften Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt. Erfahrungsberichte aus einem deutschen und einem schweizerischen Unternehmen ergänzten die Ausführungen des Referenten. Die anschließende Diskussion ließ Schwierigkeiten und Chancen deutlich werden. Die Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt insgesamt blieben strittig. Skepsis überwog. Dem hielt Teriet entgegen: „Wir müssen die Suche nach dem Universallösungsmittel aufgeben, statt dessen ein Paket der tausend Schritte bündeln, vielleicht noch umsteigen von linearem Denken zu alternativen Strategien.“

Der Personalleiter der Schweizer Firma setzte einen anderen Akzent: „In erster Linie geht es bei der flexiblen Arbeitszeit um Humanisierung und um ein Eingehen auf individuelle Bedürfnisse. Sicher wird auch der eine oder andere Arbeitsplatz geschaffen.“

Daß dabei die betriebliche Effizienz nicht leiden muß, machten beide Erfahrungsberichte deutlich. Der Geschäftsführer des Ravensburger Unternehmens sprach sogar von einer Steigerung der Effizienz: Durch eine höhere Motivation der Mitarbeiter sei ein Produktivitätszuwachs von ca. 3 % erreicht worden. Darüber hinaus sei ein deutlich verbessertes Betriebsklima festzustellen.

Technischer Wandel und Humanität

Pastoraltag 1983

»Berufs- und Arbeitswelt«

14.–16. November 1983

in Stuttgart-Hohenheim

59 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Schmitt, Stuttgart

Pfarrer Wolfgang Gaugler, Stuttgart

Pfarrer Joachim Harner, Wernau

Paul Dingwerth, Stuttgart

Dr. Hermann-Josef Schmitz, Stuttgart

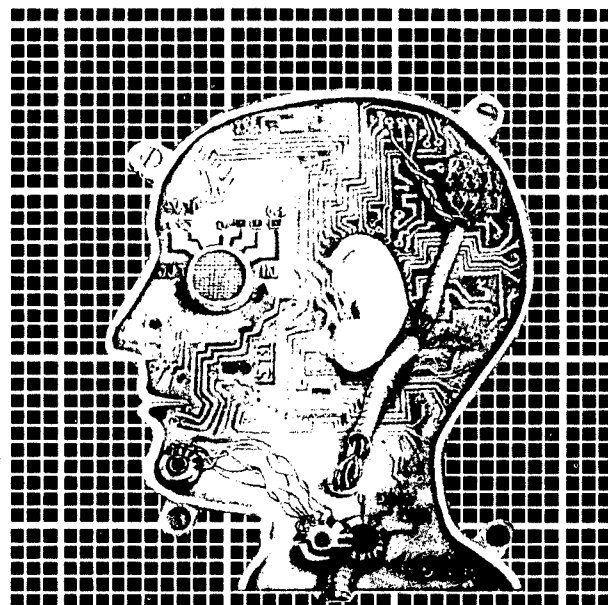
Referenten:

Dr. Karin Benz-Overhage, Frankfurt

Prof. Dr.-Ing. Hans-Jörg Bullinger, Stuttgart

Prof. Dr. Volker Eid, Bamberg

Dipl.-Ing. Peter Michael Krötz, Stuttgart



Computertechnik auf Kosten der Menschen

Nervliche Belastungen nehmen zu

Stuttgart (kna). – Die rasante Entwicklung im Bereich des Computerwesens läuft gegenwärtig eher auf Kosten des Menschen als zu dessen Vorteil. In diesem Urteil waren sich auf der diesjährigen Pastoraltagung »Kirche und Arbeitswelt« in der Akademie der Diözese in Stuttgart-Hohenheim der Theologe Volker Eid und die Gewerkschafterin Karin Benz-Overhage von der IG Metall einig. Von verschiedenen Ansatzpunkten her forderten sie vor Betriebsseelsorgern und Mitarbeitern aus Katholischer Arbeitnehmer-Bewegung und Christlicher Arbeiterjugend, das geltende Arbeitssystem umzustrukturieren.

Die Vertreterin der IG Metall sagte aufgrund wissenschaftlicher Schätzungen bis 1990 wegen der neuen Technik den Verlust von 3 bis 3,5 Millionen Arbeitsplätzen in der Bundesrepublik voraus. Zehn verlorenen ste-

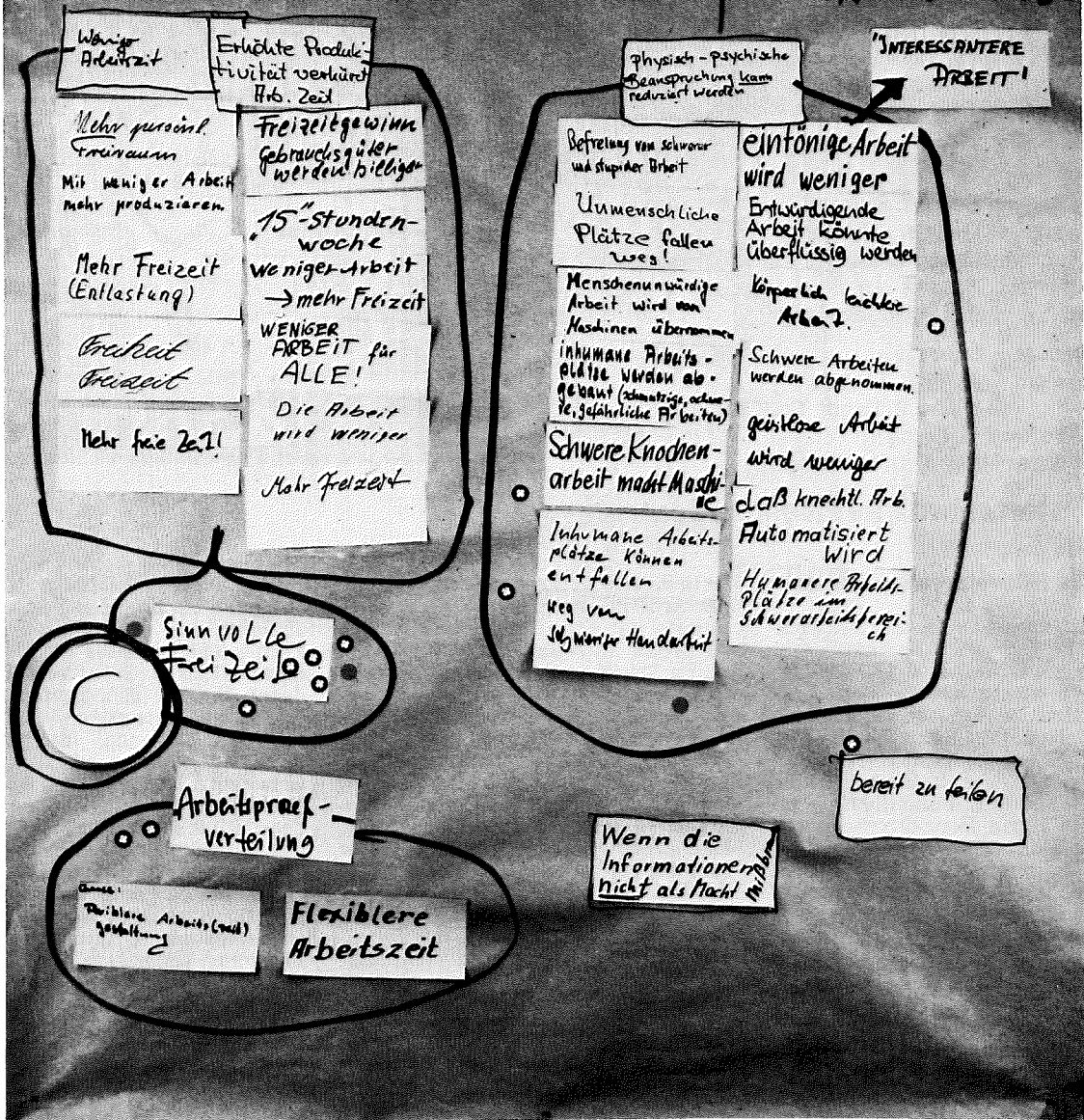
he in diesem Prozeß nur ein gewonnener Arbeitsplatz gegenüber. Erstmals räumte mit Frau Benz-Overhage die IG Metall auch ein, die notfalls auch durch Streik zu erzwingende 35-Stunden-Woche schaffe keine zusätzlichen Arbeitsplätze, die Gewerkschaft sehe darin nur eine arbeitsplatzsichernde Maßnahme. Arbeitszeitverkürzung müsse einhergehen mit einer anderen Verteilung der Arbeit, z. B. auf öffentlichen Nahverkehr, Umweltschutz, Energieverwendung, soziale Dienste und das Bildungswesen.

An Entwicklungsingenieure und Firmen appellierte Frau Benz-Overhage, mehr Phantasie für einen menschenfreundlicheren Einsatz der Computertechnik aufzuwenden. Bislang bringe sie zwar die Entlastung von der Knochenarbeit. Andererseits aber belaste sie durch nervlichen und seelischen Verschleiß, zunehmenden Temporeiß, Monotonie und Isolation bei der Arbeit und mehr Schichtarbeit.

Wie die Gewerkschafterin verlangt Prof. Eid auch in den neuen Arbeitsabläufen und in der Steuerung des Technologieeinsatzes die Bewahrung eines Stückes Selbstverwirklichung durch Arbeit. Ein Zurück aus der Technik gebe es nicht mehr, es bleibe nur die Chance, die Probleme menschlich zu meistern nach dem Grundsatz: Der Mensch muß Herr der Technik bleiben. Dazu gehöre eine neue Ethik des technisch Machbaren, die nicht nur den Menschen, sondern die ganze Umwelt weiterbringe. Zu den zentralen Forderungen des Moraltheologen gehörte: Wenn Arbeit ein existentielles Grundbedürfnis des Menschen sei, müsse jeder daran Anteil haben. Die Gesellschaft müsse also so gestaltet werden, daß jeder Arbeit hat. Das habe Vorrang vor allen Rentabilitätsforderungen.

Kath. Sonntagsblatt vom 4. 12. 1983

Wo sind Chancen für Humanität?



Weniger Arbeitszeit

Erhöhte Produktivität verkürzt Arb. Zeit

Mehr persönl. Freiraum
Mit weniger Arbeit mehr produzieren.

Mehr Freizeit (Entlastung)

Freizeit
Freizeit

Mehr freie Zeit!

Freizeitgewinn
Gebrauchsgüter werden billiger

15-Stunden-woche
Weniger Arbeit → mehr Freizeit

WENIGER ARBEIT für ALLE!
Die Arbeit wird weniger

Mehr Freizeit

Sinnvolle Freizeit

Arbeitspraefer-verteilung

Flexiblere Arbeitszeit

physisch-psychische Beanspruchung kann reduziert werden

INTERESSANTERE ARBEIT!

Befreiung von schwerer und stupider Arbeit

Unmenschliche Plätze fallen weg!

Menschenunwürdige Arbeit wird von Maschinen übernommen

inhumane Arbeitsplätze werden abgebaut (schmutzige, schwere, gefährliche Arbeiten)

Schwere Knodienarbeit macht Maschi-

Inhumane Arbeitsplätze können entfallen weg von selb. werte Handarbeit

eintönige Arbeit wird weniger

Entwürdigende Arbeit könnte überflüssig werden

Körperlich leichte Arbeit

Schwere Arbeiten werden abgenommen

geistlose Arbeit wird weniger

clab knecht. Arb.

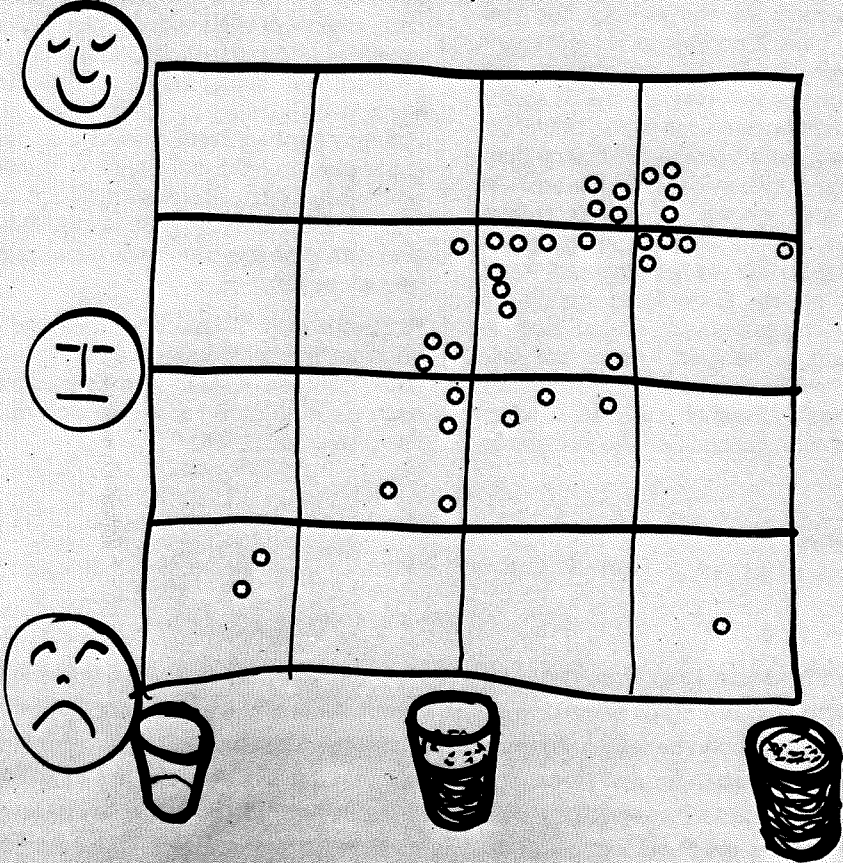
Automatisiert wird

Humane Arbeitsplätze im Schwerarbeitsbereich

Wenn die Informationen nicht als Macht...

bereit zu teilen

Stimmung + Ausbeute



Aus der Schlußdiskussion:

Prof. Eid: „Die technische Welt ist auf Dauer für uns alle tödlich, wenn wir den Faktor Mensch – dies ist ganz hoch formuliert, aber sehr pragmatisch – nicht als bestimmendes Kriterium einführen. Die Technik wird uns kaputt machen, sie wird die Familien kaputt machen, sie wird die Phantasie des einzelnen kaputt machen, sie wird Isolation nur noch steigern. Es braucht ein bewußt politisches Handeln auch im ökonomischen Bereich. . . . Es ist eine Aufgabe von Kirche – aber nicht nur von Kirche –, daß hier das Gespräch und der Austausch knallhart erfolgen. Ich würde Nell-Breuning Recht geben, daß wir uns als Kirche alle in eine ganz bestimmte Bildungsebene begeben haben – ich schließe mich da selbst ganz heftig mit ein –, die uns einfach unsensibel und unerfahren macht. Wir sind unempfindlich geworden für die harte Realität, für die Selbstgesetzlichkeit, in die mittlerweile die technische Entwicklung und die Arbeitswelt geraten ist. Wir sind gezwungen, uns zu informieren und politisch Stellung zu nehmen. Um es auf eine Formel zu bringen: Der Streit ist vom Zaum zu brechen, wie Arbeitsverteilung in Zukunft aussehen soll und welchen Stellenwert Arbeit in einem ganzheitlich verstandenen,

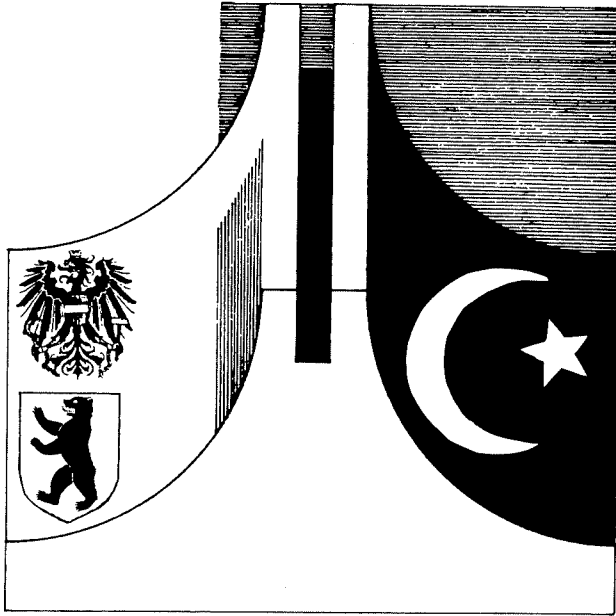
menschlichen System haben soll. Die ökonomischen Chancen werden dabei ja nicht geringer, sondern anders eingeordnet.“

Ein Dekan und Gemeindepfarrer: „Mit scheint, daß Kirche, was immer man darunter versteht – ich denke hier an Pfarrer und Mitarbeiter in der Seelsorge – einfach nicht in der Lage ist – wenn ich das einmal pauschalierend sagen darf –, eine Antwort auf die hier diskutierten Fragen zu geben. . . . Doch das Wort Gottes muß ganz konkret auf die Situation hin befragt werden, in der wir stehen, muß in Verbindung kommen mit dieser Situation. Jesus hätte diese Situation ganz konkret angefaßt. Das heißt: Wir sind unmittelbar gerufen, in dieser Situation das Wort zu ergreifen – wir müssen dazu allerdings befähigt sein. Und das sind nach meiner Schätzung 80 % bis 90 % überhaupt nicht. Und wenn wir das nicht sind, nimmt uns kein Mensch ab, was wir sagen.“

Ein Betriebsrat: „Was ich als Laie, der ich zum erstenmal bei einer solchen Tagung war, als beglückend empfunden habe, daß der Abstand vom Laien zum Pfarrer eigentlich doch nicht so groß ist, wie er sich mir in der Gemeinde immer wieder darstellt.“

Die menschliche Arbeit ist sozusagen Dreh- und Angelpunkt, der sich dann als der entscheidende Dreh- und Angelpunkt der gesamten sozialen Frage erweist, wenn es darauf ankommt, sie unter der Rücksicht zu betrachten, was sie für das Wohl des Menschen bedeutet. So wahr es ist, daß der Mensch zur Arbeit bestimmt und berufen ist, so ist doch in erster Linie die Arbeit für den Menschen da und nicht der Mensch für die Arbeit. Das führt schlüssig zur Anerkennung des Vorrangs der subjektiven Bedeutung der Arbeit vor der objektiven. Insgesamt muß man daran erinnern und feststellen, die Familie ist einer der wichtigsten Bezugspunkte für die sozial-ethische Ordnung der menschlichen Arbeit. Zu arbeiten schuldet der Mensch seinen Mitmenschen, insbesondere seiner Familie, aber auch der Gesellschaft, der er angehört; er schuldet es der Nation, deren Sohn oder Tochter er ist, ja der ganzen Menschheitsfamilie, deren Glied er ist, als Erbe der Arbeit früherer Generationen und zugleich Mitgestalter der Zukunft derer, die im weiteren Ablauf der Geschichte nach ihm kommen werden. All das macht die moralische Verpflichtung zu der im weiten Sinne des Wortes verstandenen Arbeit aus.

Sätze aus »Laborem exercens« (1981)



1683: »Türken vor Wien« 1983: »Türken in Kreuzberg«

7.–8. Mai 1983
Stuttgart-Hohenheim
75 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Klaus Barwig

Referenten:
Barbara John, Berlin
Benny Härlin, Berlin
Herbert Spaich, Stuttgart
Olaf Freienstein, Stuttgart
Şener Sargut, Frankfurt
Siegbert Alber MdEP, Stuttgart
Dr. Rolf Linkohr MdEP, Stuttgart

Im Bereich »Gesellschaft und Politik« nimmt in unserer Akademie die Ausländerproblematik eine wichtige Stelle ein. Das Schreckensjahr 1683, das die Türken unter Kara Mustafa – übrigens gegen den Willen des Sultans Mehmet IV. – bis vor Wien führte, wo ihnen dann auf dem Kahlenberg eine vernichtende Niederlage beigebracht wurde, war der Anknüpfungspunkt, um über unser heutiges Verhältnis zu den Türken nachzudenken. Zur Akademie-tagung wurden daher natürlich auch Türken eingeladen. Es war erfreulich, daß sie auch tatsächlich kamen, sogar mit ihren Kindern, die während der langen Vorträge im Park herumtollten. Auf alle Fälle hatte unser freundliches »Hoş geldiniz« ein ebenso freundliches »Hoş bulduk« gefunden. Ein gutes Zeichen war es auch, daß viele junge Leute nach Hohenheim gekommen waren, die zum Teil viele Jahre in der Türkei gelebt hatten, hervorragend türkisch sprachen und sehr engagiert in der Diskussion mitmischten, vor allem, wenn es politisch wurde.

Die Ausländerbeauftragte des Berliner Senats, Barbara John, war im Berliner Stau steckengeblieben und hatte das planmäßige Flugzeug verfehlt. Das nächste mußte wegen eines Wolkenbruchs dann noch zwanzig Minuten über Echterdingen kreisen. So saß Tagungsleiter Barwig auf Nadeln, bis sich die Saaltüre öffnete und Frau John schließlich da war. Inzwischen hatte Herbert Spaich vom Süddeutschen Rundfunk über die deutsch-türkischen Beziehungen der letzten zweihundert Jahre gesprochen. Wie haben die Deutschen, vor allem die Preußen, die Türken behandelt? Nach der verheerenden Niederlage von 1683 war es für die Hohe Pforte ein ungeschriebenes Gesetz, sich eines Krieges völlig zu enthalten. Daher ließ sich das osmanische Reich auch nicht in den Krieg Preußens mit Österreich hineinziehen, so sehr der Preußische Gesandte Karl Adolf von Rexin dazu auch drängte. Viele Merkwürdigkeiten wurden von Herbert Spaich genannt: Die frostige Audienz, die 1763 der ungewaschene und schlecht gekleidete Friedrich II. dem türkischen Gesandten gewährte. Die merkwürdige Rolle, die Preußens Botschafter Heinrich Friedrich von Dietz, der spätere »Prälat von Kolberg«, in Istanbul spielte (er zettelte dort einen Krieg mit Rußland wegen der Krim an und wurde schließlich abberufen). Später sind es deutsche Militärberater (Helmut von Moltke und elf weitere preußische Offiziere), die mit ihren Türken im Kampf gegen die Kurden die besten Erfahrungen machen (»Die Leute gehen ins Feuer«). – Dann: der Zerfall des osmanischen Reiches:

England und Frankreich annektieren die nordafrikanischen Teile. Krimkrieg 1853–55, Frieden von Paris, »Die orientalische Frage«, 1878: Friede von San Stefano (Yesilköy), der das osmanische Reich auf dem Balkan auflöst. 1874 schließt die Firma Krupp mit dem Sultanat einen Geschützlieferungsvertrag. Die Deutschen bauen die Eisenbahn durch Anatolien, wobei die Frage überlegt wird, ob Ostanatolien eine deutsche Kolonie werden soll. Ein Gedanke, der schließlich aufgegeben wird. 1898 reist Kaiser Wilhelm II. in großer Aufmachung nach Istanbul und bringt als Gastgeschenk einen Brunnen mit, der heute noch am Hippodrom vor der »Blauen Moschee« steht. 1914 treibt der deutsche Botschafter Enver Pascha in den Krieg: die türkischen Schiffe provozieren die Russen im Schwarzen Meer, bis diese den Krieg beginnen.

1918: Endgültiger Untergang des osmanischen Reiches. Kemal Atatürk führt die bekannten Reformen ein und wird der Begründer der modernen Türkei mit der neuen Hauptstadt Ankara mit damals 15 000 Einwohnern (heute zwei Millionen; zwei Drittel davon leben in Slumgebieten), eine Gründung im alten Siedlungsraum der Hethiter, auf deren untergegangenes stolzes Reich sich das neue Reich bezieht.

Auf die Frage aus dem Saal, was nach dem ganzen Ränkespiel mit dem osmanischen Reich der Ausdruck »Die traditionelle deutsch-türkische Freundschaft« genauerhin bedeute, zuckte Herbert Spaich zunächst die Schultern, um dann schließlich zu antworten, wahrscheinlich hätten die Deutschen die Türken insgesamt besser behandelt als die Türken von den Engländern, Franzosen und durch andere behandelt worden seien.

Türken heute in einer deutschen Großstadt.

Dazu sprach die Ausländerbeauftragte des Berliner Senats, Barbara John. Berlin ist die größte türkische Auslandsstadt: 120 000 Türken, 32 000 Jugoslawen, 8000 Polen, 7000 Griechen, 7000 Italiener.

Die Ausländerzahlen sind in den vergangenen Jahren in Berlin stetig gestiegen. Dabei hat vor allem der Anteil der türkischen Wohnbevölkerung überdurchschnittlich zugenommen.

Mittlerweile hat sich die Zahl jedoch stabilisiert – seit 1983 geht sie sogar geringfügig zurück.

Angesichts dieser Konsolidierung geht es künftig vor allem

um die Integration der in Berlin lebenden Ausländer. Eine wichtige Rolle kommt dabei einer stärkeren aufenthaltsrechtlichen Absicherung zu – Bedingung für jede Zukunftsplanung.

Durch intensive Aufklärungsarbeit des Berliner Senats sind bereits 60 % der in der Stadt lebenden Ausländer im Besitz einer unbefristeten Aufenthaltserlaubnis bzw. Aufenthaltsberechtigung – eine Quote, die in anderen Bundesländern noch lange nicht erreicht ist.

Ein weiterer Schwerpunkt innerhalb der Integrationspolitik ist eine breit angelegte Werbekampagne, die Deutsche und Ausländer in der Stadt zu einem stärkeren Miteinander motivieren möchte. Dies geschieht auf folgendem Hintergrund:

Es gibt ein türkisches und ein deutsches Kreuzberg. Die Stadtteile sind getrennt. »Aber wir wollen nicht noch mehr Mauern in Berlin. Die eine reicht uns.«

Die Türken sind noch viel stärker als die Deutschen von der Arbeitslosigkeit bedroht (25 %). Vierzig Prozent der jugendlichen Arbeitslosen sind Ausländer, die meisten sind Türken, zusammenhängend mit einem schlechten Schulabschluß, mit schlechten Deutschkenntnissen. Oft verlieren beide Ehepartner ihren Arbeitsplatz.

Zu den Wohnverhältnissen: In drei Berliner Bezirken, Kreuzberg, Wedding und Tiergarten, wohnt fast die Hälfte der Türken. Es sind die schlechteren Wohngebiete, die von den Deutschen aufgegeben wurden. Die Auswirkungen ergeben sich zunächst in der Schule: Es gibt Ausländerklassen mit einem 80%igen Ausländeranteil. Ferner: Ganze Dörfer und Kleinstädte ballen sich in einigen Straßenzügen zusammen, in Berlin wie in Frankfurt. Jeder bleibt somit eingebunden in seinen Heimatort. Wer ausschert, ist gebrandmarkt, auch in der Heimat. Vor allem die Türken leiden unter einer fehlenden Zukunftsperspektive. Sollen sie in Deutschland bleiben oder wieder in die Türkei zurückkehren? 70 % der Türken haben in der Türkei ein Haus, eine Wohnung oder ein Grundstück. Diese Unentschiedenheit führt zu einer inneren und äußeren Pendelexistenz, führt zu anhaltenden inneren Konflikten, führt in Krankheit und Kriminalität.

Die Türken empfinden diese Widerspruchssituation, in der sie stehen. Sie beurteilen ihre Situation als schlechter als die ihrer deutschen Arbeitskollegen. 28 % der Türken halten ihre Lage für ausgesprochen schlecht.

Was ist zu tun?

1. Die Arbeitslosigkeit abbauen und Arbeitsplätze schaffen.
2. Diskriminierungen abbauen. Fast alle Ausländer sind Diskriminierungen ausgesetzt.
3. Integration? Auch bei längerer Aufenthaltsdauer gibt es keine anderen Verhaltensformen. Legen wir vielleicht falsche Aufstiegsmuster an? Es bedarf noch großer Gelassenheit und Geduld. Integration geschieht in jeder Stunde.
4. Was soll man politisch tun, um Deutsche und Ausländer zusammenzubringen? Positive Erfahrungen ermöglichen. – Türkische Jugendliche haben älteren Berlinern geholfen, was viele Vorurteile abgebaut hat. – Sozialwohnungen auch für Besserverdienende in den Gebieten Kreuzberg und Wedding (Besserverdienende fühlen sich sozial nicht benachteiligt, wenn sie dort wohnen). – Deutsche und Ausländer restaurieren gemeinsam ein Haus, in dem sie dann miteinander wohnen.
Die Türken sollen bei uns gleichberechtigt leben. »Wir fühlen uns verpflichtet, die Beziehungen zwischen Berlin und der Türkei zu festigen. Es könnten Beziehungen werden, die vielleicht vergleichbar sind mit den Beziehungen zwischen den USA und England.« Der Regierende Bürgermeister von Berlin, Richard von Weizsäcker, der kürzlich die Türkei besuchte – Frau John war dabei – sagte: »Wir werden keinen Rückwanderungsdruck erzeugen«. Das hat ihm auch Kritik eingetragen. Soweit Berlins Ausländerbeauftragte Barbara John.

Am nächsten Tag, am Sonntagvormittag nach dem besinnlichen Gottesdienst, an dem auch Muslime teilnahmen, sprach Şener Sargut, Frankfurt, bekannt durch Fernsehsendungen für die Türken, über »Türken und Türkei heute«. Ehe Türken nach Deutschland oder in andere westliche Länder kommen, haben sie meistens schon innerhalb der Türkei eine Umsiedlung hinter sich. Sie ziehen etwa vom Land in eine Stadt, leben dort einige Jahre und übersiedeln dann erst ins Ausland. So sind die Städte ins Riesenhafte gewachsen. Istanbul hat heute vier Millionen Einwohner. Sargut sprach vom Nordwest-Südostgefälle in der Türkei. Insgesamt gebe es noch 40 % Analphabeten. Vor allem Frauen können nicht lesen und schreiben. Vor 1960 kamen Türken aus den entwickelteren Gebieten, später und heute wandern sie aus den unterentwickelten Gebieten zu. Auch in Deutschland erfährt der Ausländer nicht den Durch-

schnittsmenschen; er habe mehr mit dem »verwahrlosten Teil« der Gesellschaft zu tun. Daher hat auch der Ausländer seine Vorbehalte gegenüber der deutschen Gesellschaft. Auch ist das allgemeine politische Klima nicht besser geworden. Ausländer erfahren Diskriminierung (»Türken raus!«, Türkenwitze). Wie kann man verlangen, daß sich die Türken integrieren, wenn man sie gleichzeitig los haben möchte? Man betreibe eine Panikpolitik, auch beim Kinder nachzug, und erreiche das Gegenteil, denn bei Anwendung von Druck kehren die schon angepaßteren Türken zurück, die anderen bleiben. Es breitet sich »Bras« (Enttäuschung, Hoffnungslosigkeit) aus. Das ändert sich auch nicht bei angebotener deutscher Staatsbürgerschaft. »Was soll ein deutscher Paß, wenn ich Türke bin und als solcher diskriminiert werde?«, fragte Şener Sargut.

Die Akademie hatte zwei Abgeordnete des Europaparlaments in Straßburg gewonnen, die den brisanten politischen Part der Tagung übernahmen. Dabei ging es dann hoch her. Zunächst versetzte Siegbert Alber (CDU) seine Zuhörer in die Denkart der auswärtigen Staaten: »Ihr habt Waren als Produkt, wir haben Menschen als »Produkt«. Wenn ihr unsere Menschen nicht mehr wollt, wollen wir eure Waren nicht mehr.« Unter den 4,6 Millionen Ausländern in der Bundesrepublik leben vor allem die 1,6 Millionen Türken im Ghetto. »Welcher Deutsche läßt Türken ein?« Daß sich so viele Ausländer auf den Bahnhöfen aufhalten, ist ein Mißstand, der auf das Konto der Deutschen geht. – Integration: Haben sich vielleicht die Auslandsdeutschen in ihren Gastländern voll integriert? Wird – wie in Argentinien – nicht heimatliches Brauchtum gepflegt? Und die Deutschen in Osteuropa? Zum Freizügigkeitsabkommen von Ankara 1963: Es muß so geändert werden, daß der Türkei eine Wirtschaftshilfe angeboten wird.

Dr. Rolf Linkohr (SPD) setzte sich dafür ein, der Türkei den Weg nach Europa zu erleichtern. Der Islam brauche dabei nicht hindernd zu wirken. Im Mittelalter habe er anregend auf das Christentum gewirkt. Dr. Linkohr meint: Soziale Gleichstellung, Freizügigkeit für die hier anwesenden Türken, aber keine neuen mehr hereinlassen. 1,4 Milliarden DM aus dem 4. Finanzierungsprotokoll des Europarats werden augenblicklich wegen der Militärdiktatur noch nicht an die Türkei ausbezahlt.

»Militärdiktatur« war dann das Stichwort, an dem sich die Diskussion entzündete. Alber suchte manches zurechtzu-

rücken, erntete dafür, wohl auch zu Unrecht, heftigen Widerspruch vor allem von den jugendlichen Teilnehmern. Dr. Linkohr sammelte Argumente, weshalb der Europarat die Türkei – anders als das Obisten-Griechenland – noch nicht ausgeschlossen habe: Die Kontakte zu Europa sollen nicht abbrechen. Der islamische Fundamentalismus soll nicht gefördert werden. Die Verringerung der Kontakte zu Europa würde die Kontakte zu den USA verstärken.

Offene Fragen

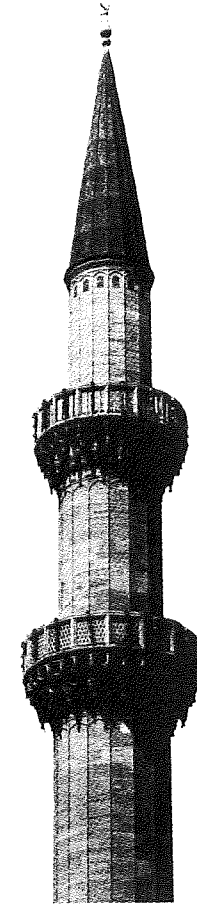
Bei der Tagung blieben natürlich viele Fragen offen, die Probleme ansprechen, die sicher nicht gelöst, allenfalls gemildert werden können:

Die Grundfrage: Inwieweit ist Integration richtig, erforderlich? Oder umgekehrt: Sorge um die Bewahrung der Identität, auch von uns Deutschen. Was bringt einem Ausländer die deutsche Staatsangehörigkeit? Ist für ihn das Wahlrecht wirklich so wichtig? Welche Pflichten hätte er? (Der Wehrdienst wurde genannt, der nur für wenige in Betracht käme und für die Berliner ohnehin wegfällt.)

Man sprach ständig von »den Türken«. Unter ihnen gibt es vielfältige Gruppierungen, die einander sogar scharf bekämpfen. Politische, zum Teil extreme Auseinandersetzungen, rechts- und linksextreme Parteien auf deutschem Boden? Kann sich der Islam so anpassen, daß er in unserem Kulturbereich nicht ständig Barrieren aufbaut? Beim Gottesdienst wurde gesagt: Die geniale Leistung des Paulus war weniger der Römerbrief, sondern die Öffnung der Kirche auch für die Heiden und die Überflüssigkeitserklärung der Beschneidung auf dem Apostelkonzil (»Antiochenische Frage«, Apg 15. Später spielt auch das »Götzenopferfleisch« keine Rolle mehr.) Schafft so etwas der Islam? – Ein Denktzettel an die Küche: Bei Tagungen mit Muslimen kommt künftig selbstverständlich kein Schinken mehr auf den Tisch.

Eine Frage, die in der Trinkstube heftig diskutiert wurde: Welcher Staat wurde mit seinem Ausländerproblem, mit seinem Minderheitenproblem, fertig? Hat es nicht immer wieder Progrome gegeben? Müßten wir Deutschen wegen uns selber nicht ganz besonders vorsichtig sein? Wie sieht das Ausländerproblem bei uns in einigen Generationen aus? Braucht nicht jedes Volk von Zeit zu Zeit seine Sündenböcke?

Die Welt ist klein und enger geworden. Ist es nicht das Selbstverständlichste, daß sich Europa auch international



Aus den Tagungen, die an der Rabanus-Akademie in Frankfurt und an unserer Akademie abgehalten wurden, ist das Buch »Muslime unter uns – Ein Prüfstein für christliches Handeln«, herausgegeben von Klaus Barwig und Klaus Philipp Seif, Kösel-Verlag München, 150 Seiten, kart., 22,- DM, entstanden. Das Buch geht der Frage nach, wie sich Christen und Muslime verhalten sollen und bietet Hilfe und Aufklärung unter missionarischen, pastoraltheologischen und diakonischen Gesichtspunkten. Es wendet sich an Seelsorger, Mitarbeiter in kirchlichen sozialen Institutionen (Caritas, Kindergärten, Schulen), an Politiker, Pfarrer und Religionslehrer. Das Buch ist ein Signal, die Angebote der Kirche unbefangener anzunehmen. Dies könnte neue Türen öffnen sowohl für die Kirchengemeinden, wie auch für die muslimische Bevölkerung.

Die Referate der Tagung »1683: Türken vor Wien – 1983: Türken in Kreuzberg« sind im Materialdienst unserer Akademie erschienen. Das broschiierte Heft (Nr. 7/1983) kann direkt beim Sekretariat (Im Schellenkönig 61, 7000 Stuttgart 1) zum Selbstkostenpreis von 5,- DM bezogen werden.

mehr vermischt, als man dies seither gewohnt war? Es gibt eine bayerische Kolonie in Berlin, und es gibt Kölner in München. Das gilt erst seit rund hundert Jahren als normal. Haben wir nur noch nicht genügend umgelernt? Zumindest in den Sommermonaten, also mindestens während eines Drittels im Jahr, spricht man überall im Mittelmeerraum deutsch. Und keinem deutschen (oder französischen) Touristen fällt es ein, »sich zu integrieren«; ganz im Gegenteil. Das heißt noch nicht, daß Deutschland ein Vielvölkerstaat ist oder werden soll. Weitere Frage: Mit welchem Recht drängen wir unsere juristischen, politischen, kulturellen Vorstellungen anderen Völkern auf? In seiner »Ethik der Religionen« kommt Carl Heinz Ratschow zu folgendem, sehr beachtenswerten Schluß über den Stellenwert des Gesetzes in orientalischen Kulturen: »Das Gesetz spielt dort eine dienende und untergeordnete Rolle. Meistens wird es ignoriert. Wo es nicht ignoriert wird, ist es oft ein irritierender und fremder Faktor im Prozeß der Anpassung an die Bedürfnisse der neuen Gesellschaft und die mit ihnen zusammenhängenden Wertvorstellungen. Es wird nicht so hoch eingeschätzt wie ›ius‹ in allen seinen Bedeutungen bei den Römern, ›droit‹ bei den Franzosen und ›law‹ in den angelsächsischen Ländern. Das Gesetz ist ein Instrument des Staates« (Seite 502).

Das Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Kaiserstraße 163, 5300 Bonn) hat im Juni 1982 eine Arbeitshilfe »Muslime in Deutschland« herausgegeben, das den theologischen Fragenkomplex im Verhältnis von Christen und Muslimen behandelt. Schon die Gemeinsame Synode in Würzburg (1971–75) hatte »Offenheit und Sensibilität für eine ganz anders geprägte Mentalität« gefordert. Kann, wird oder muß es sogar die Aufgabe eines »weltoffenen Christen« sein, sich auch in solche ganz anders geprägte Mentalitäten hineinzudenken, noch viel toleranter zu werden und zugleich noch viel feinfühlicher für die andere Empfindsamkeit, ohne die eigene religiöse Substanz zu verwässern? Die Kunst der Einfühlsamkeit könnte eine moderne Form der Nächstenliebe werden, für die sich in der Heiligen Schrift und im abendländischen Humanismus viele Beispiele und Anregungen finden ließen.

Siehe, der Mensch ist wahrlich verloren, außer denen,
welche glauben und das Recht tun und einander zur Wahr-
heit mahnen und zur Geduld. Sure 103

»Zwar gelangt Literatur, strömen Katechismen und religiöse Ratgeber aus der islamischen Welt nach Europa, aber kann es eine Hilfe sein, wenn darin die neue Umwelt verteuflert wird, wenn an Stelle von Information suggeriert wird, ›hinter jeder freundlichen Maske‹ verberge sich ein christlicher Missionar?«

»Keine Antworten sind bis heute gegeben auf die Frage nach der Einhaltung der vorgeschriebenen Gebetszeiten in der modernen Arbeitswelt und nach der Praxis des Ramadanfastens bei gleichzeitiger Einspannung in den Arbeitsprozeß bzw. hinsichtlich der Probleme, die die Hygiene- und Speisevorschriften mit sich bringen« (45).

»Bei vielen Moslems in der Bundesrepublik herrscht das Gefühl, daß man sie allein gelassen hat, sie stehen den neuen Gegebenheiten ihrer Umwelt hilflos gegenüber und ziehen sich daher allzuleicht in ein selbstgewähltes Ghetto zurück« (45–46).

»Der religiöse Islam hat in seinen Kernländern die Herausforderung der Moderne bislang nicht angenommen – er nimmt sie nicht einmal zur Kenntnis« (47).

»Der Islam wäre gut beraten, auf jene Moslemgruppen zu hören, die zwar bereit sind, sich in die europäische Gesellschaft voll zu integrieren, die aber den Islam – ihre religiöse Identität – mit in diesen Prozeß einbeziehen möchten« (47).

Dazu: Aus solchen Teilen läßt sich ein dringender Appell heraushören. Dieser Appell darf nicht überhört werden, denn er weist auf eine Aufgabe hin, die in besonders dringender Weise nottut. Muslime und auch Christen müssen im Sinne einer Dialoghaltung, besser: im Sinne ihrer gemeinsamen Solidarität und einer gegenseitigen kritischen Sympathie an der Bewältigung dieser Aufgabe mitwirken.

Adel Theodor Khourny bei der Besprechung des Buches:
Fremde Welt Islam. Einblicke in eine Weltreligion. Hrsg. v. Anton Schall. Mainz: Grünewald (1982), 98 S.
Veröffentlichungen der Rhabanus-Maurus-Akademie,
Frankfurt/M., kart. DM 16,80

Yaşamak tek bir ağaç gibi hür ve bir orman gibi kardeşesi-
ne bu hasret bizim.

Einzel und frei wie ein Baum und brüderlich wie ein Wald –
das ist unsere Sehnsucht. Nazım Hikmet

Samstagabend in Hohenheim

Zwischen Anwerbung, Integration und Heimkehr

5. März 1983
40 Teilnehmer

Gesprächsleitung:
Wolfgang Müller-Welser

Referent:
Domkapitular Msgr. Jürgen Adam, Rottenburg,
Ausländerreferent des Bischöflichen Ordinariats

Domkapitular Adam schilderte die schwierige Situation der Ausländer in Deutschland, die er mit Zahlen (Herkunft aus unterentwickelten Gebieten der Herkunftsländer, z. B. Italiener 90 %, Türken nur 32 %; Schulbildung, Kinderzahl, Wohn- und Arbeitsverhältnisse) belegte. Die Ausländer tragen ein höheres Arbeitslosenrisiko. Die Wirtschaft braucht die Ausländer, von denen 35 % Akkord- oder Schichtarbeit leisten. 42 % arbeiten mehr als nur 40 Stunden.

Die Kirche hat sich angesichts der steigenden Probleme schon 1973 für einen Anwerbepausen ausgesprochen, begünstigt jedoch den Familiennachzug. Es sei sehr schwierig, Ausländer, die viele Jahre in Deutschland gelebt haben, wieder in ihren Heimatländern zu integrieren. Ihr Dilemma sei, sich in einer Zwangslage (Hierbleiben oder Rückkehr) entscheiden zu müssen. Sie seien oft unter einem gewissen Zwang ausgewandert, sähen sich hier allen möglichen Zwängen (»Anpassung«, »Angleichung«) ausgesetzt, befänden sich in einer labilen Situation, könnten nicht disponieren und kämen oft zu keinem rechten Ergebnis, ob sie wieder heimkehren sollten oder nicht, zumal es in den Herkunftsländern riesige Arbeitslosenzahlen gäbe.

In Baden-Württemberg wohnen 400 000 ausländische Katholiken, für die die Kirche eine Anwaltsfunktion ausübe, jedoch nicht nur für sie allein. Der »Testfall Ausländer« sei genauso ein Testfall wie der »Testfall Abtreibung«. Was heute versäumt werde, werde noch viel größere als die zur Zeit schon bestehenden Probleme bringen.

In der anschließenden etwa halbstündigen Diskussion wurde nach einer Regelung nach dem Schweizer Modell gefragt, nach dem Familiennachzug vor allem von Kindern, nach Schulproblemen und ob eine unvollständige Einbürgerung nicht zu ständigen Spannungen mit Minderheiten führe.

In den Gesprächskreisen nach der Missa im Foyer der Akademie wurden viele Gesichtspunkte, die Domkapitular Adam angeführt hatte und die zum Teil neu waren, gerne gewürdigt. Es wurde allerdings auch kritisch gefragt, ob der Standpunkt der Kirche die deutschen Interessen nicht zu sehr ignoriere, was auf die Dauer dann doch zu um so größeren Spannungen und unlösbaren Problemen führe. Es war schon zuvor im Saal angeklungen, daß oft schon viel erreicht sei, wenn es gelinge, Probleme zu mildern, da man sie meistens ohnehin nicht lösen könne.

Soziale Dienste: Kosten sparen und mehr tun?

28./29. Oktober 1983
Hohenheim
85 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth

Referenten:
Minister Dietmar Schlee, Stuttgart
Prof. Dr. Hans Thiersch, Tübingen

Gesprächspartner:
Heinz Lüer, Stuttgart
Dr. Albrecht Müller-Schöll, Stuttgart
Dr. Inge Schöck, Bonn
Prof. Dr. Wolf R. Wendt, Stuttgart

Zu viele Hindernisse für Ehrenamtliche

Politiker und Fachleute der Sozialarbeit in Baden-Württemberg erzielten auf einer Tagung der Katholischen Akademie Stuttgart Übereinstimmung über die Richtung der Sozialpolitik im Lande. Man komme nicht daran vorbei, bei Einrichtungen abzubauen, weil sie zu teuer werden und weil es menschlichere, familien- und gemeindenähere und nachbarschaftlichere soziale Hilfsmöglichkeiten gebe. Es sei der Zeitpunkt gekommen, die Selbsthilfe und Eigenverantwortlichkeit der Bürger zu stärken. Als »kritischer Punkt« zwischen Politik und Praxis erwies sich in der Akademie der Vorwurf der Praktiker, die Politik habe noch keine brauchbaren Förderungswege der als so notwendig gepriesenen und tatsächlich auch wichtigen ehrenamtlichen Arbeit gefunden. Die Verlagerung des Schwerpunkts in Richtung auf mehr ehren-

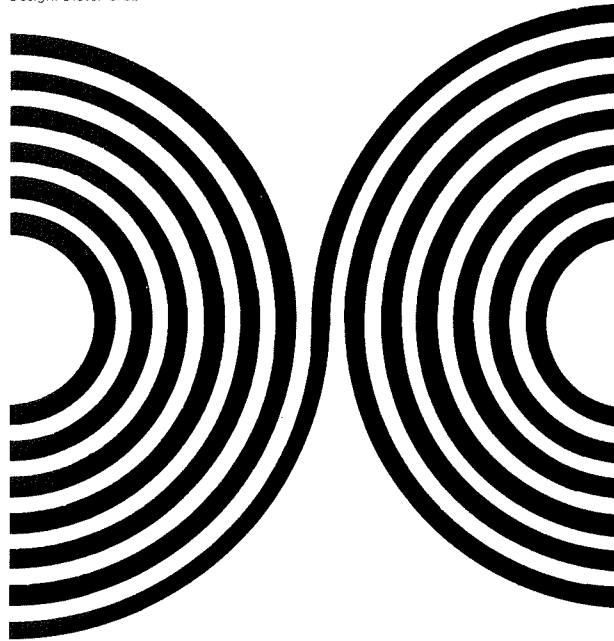
amtliche Mitarbeit scheidere noch daran, daß zum Beispiel psychosoziale Selbsthilfegruppen, die Selbstmordgefährdeten über lange Zeiträume beistehen, jahrelang vergeblich um Beratungsräume oder um Telefon- oder Fahrtkostensersatz kämpfen müßten, während das Sozialsystem anstandslos etwa 700 DM für zwei Tage Krankenhausaufenthalt auf den Tisch lege. An so einfachen Dingen wie einer noch nicht erreichten unkonventionellen Abrechnung kranke der an sich richtige Versuch des Abbaus stationärer Betreuung zugunsten der Verstärkung offener und ehrenamtlicher Hilfe.

Sozialminister Dietmar Schlee brachte seine Politik auf der Tagung auf die Formel: »In wirtschaftlich schwierigen Zeiten werden allen Opfer abverlangt. Gleichzeitig aber entsteht da-

durch ein erhöhter sozialpolitischer Handlungs- und Entscheidungsbedarf. Die veränderten wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, von denen das Angebot sozialer Dienste und Einrichtungen unmittelbar abhängt, zwingen zur Sparsamkeit, aber auch gerade deswegen zu neuer konzeptioneller Kreativität.«

Im Mittelpunkt des zweitägigen Gesprächs in Stuttgart-Hohenheim stand die Frage, wie Entwicklungslinien künftiger sozialer Arbeit aussehen werden. Der Trend ist eindeutig: Abbau im stationären Bereich, mehr Selbsthilfe, Förderung offener und familienstützender Sozialarbeit, Ermunterung von Eigeninitiative und Selbsthilfe. So weit, so gut, sagten die Fachleute aus Sozialpädagogik und Sozialarbeit. Diese Entwicklung kommt den meisten von ihnen entgegen. Aus fachlichen Gründen sind sie schon lange dafür, daß der geschlossene stationäre Bereich abgebaut wird. Die neuen Stichworte sind hier seit mindestens zehn Jahren: Offene, halboffene, ambulante, vorbeugende, gemeinwesenorientierte und dezentralisierte Hilfe.

Das momentane Problem besteht, so Professor Thiersch, darin, »daß man all dies nicht so weiter verfolgen kann, wie man gerne möchte«. Das Unbehagen unter den Fachleuten konnte auch in Hohenheim nicht ausgeräumt werden: Der ehrenamtliche Einsatz wird zwar von der Politik mit großen Worten gelobt, aber konkret fördere sie ihn noch zu wenig. Zwangsläufig spitzte sich die Diskussion zu auf die Thematik »Sozialarbeit zwischen Professionalisierung und ehrenamtlichem Engagement«. Die Fachleute sowohl aus den sozialen Diensten als auch aus den Selbsthilfegruppen zeigten ihre Skepsis gegenüber der Politik überaus deutlich. Sie befürchteten, die Politik bediene sich wegen des Sparzwangs vieler ehrenamtlicher Mitarbeiter. Freie Mitarbeit könne aber die hauptamtliche Sozialarbeit nicht ersetzen und dies auch nicht wollen. Sie verstehe sich als Ergänzung und sei zugleich auf Zusammenarbeit angewiesen. (KNA vom 4. November 1983)



Selbsthilfegruppen: ihr Beitrag zur sozialen Arbeit

7./8. Oktober 1983
in Stuttgart-Hohenheim
40 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth
Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:
Dipl.-Psychologe Joachim Brunstein, Gießen
Dipl.-Pädagoge Wolfgang Jost, Freiburg
Dipl.-Soziologe Axel Rehn, Gießen

Immer mehr Menschen schließen sich in Selbsthilfegruppen zusammen. Ursache dafür sind Unterversorgung auf bestimmten Gebieten und Skepsis gegenüber Spezialisierung und Bürokratisierung.

Über ihre persönlichen Erfahrungen in der Selbsthilfegruppe »Alleinerziehende« berichtete eine Teilnehmerin unserer Tagung in dem folgenden Gesprächsbeitrag (Tonbandmitschnitt):

»Ich möchte eigentlich meinen ganz persönlichen Erfahrungsbericht geben, wie ich vor zwei Jahren zu der Gruppe »Alleinerziehende« gestoßen bin. Schon einmal verheiratet, dann geschieden, kam ich irgendwann vor zwei Jahren mal bei Herrn M. (Sozialarbeiter bei einem kommunalen Jugendamt) im Büro an und stand jetzt als Witwe da mit drei kleinen Kindern, eines davon verhaltensauffällig. Ich bat Herrn M. um Hilfe: Was kann ich tun? Er hat mich dann beraten diesbezüglich, und zum anderen hat er mich auf die Gruppe Alleinerziehender in Adorf hingewiesen. Davon hatte ich schon einiges gehört, wußte, daß sie läuft, aber wie die zur Zeit gelaufen ist, das war mir nicht ganz so recht. Und dann habe ich gedacht, na also, aufgrund der Tatsache, daß ich auch Alkoholikerin bin, das habe ich ja vorhin schon gesagt, und Gruppenerfahrung habe von meiner Therapiezeit her, okay, ich gehe diesen Schritt, ich gehe in diese Gruppe rein, und vielleicht habe ich die Möglichkeit, bei dem Wissen, das ich mir in dieser Zeit angeeignet habe, und aufgrund meiner eigenen Erfahrungen, den Frauen irgendetwas zu geben, die da sind. Und vor allem, wo finde ich für mich selber auch Hilfe? Vorrangig mit der Problematik, wie wird das mit meinem Kind? Wie gehe ich damit um?

Ich habe also für mich selbst an einem Punkt gestanden, wo ich einfach nicht mehr weiter wußte. Dann kam hinzu, daß ich zum zweiten Mal in meinem Leben erfuhr, wie schlimm es sein kann, wenn man alleinerziehend ist. Wenn man als Frau alleine der Gesellschaft gegenübersteht, dem Nachbarn, den Verwandten. Und mir wurde klar, ich brauche da irgendjemand, denn beim ersten Mal war ich so alleine, daß ich noch nicht einmal in der Lage war, mir Hilfe zu holen. Aber in der Zwischenzeit hatte ich nun doch in dieser Hinsicht etwas gelernt. Ich bin also zu der Gruppe gestoßen. Daraus hat sich dann mit der Zeit ergeben, daß ich zufällig mal die Frau J. kennengelernt habe und wir zusammen dann angefangen haben, in dieser Gruppe zu

forschen, welche Bedürfnisse vorhanden sind bei den einzelnen Mitgliedern. Wo haben wir selber unsere Bedürfnisse eben aufgrund unserer Einsamkeit? Zum anderen, welche praktischen Bedürfnisse sind da, wo können wir uns gegenseitig helfen in Verbindung mit Sozialhilfe, Jugendamt, mit Kindergärten, mit Kinderbetreuung, auch in der Einsamkeit als solcher? Wenn man zum Beispiel am Abend mal fortgehen möchte, gerade als alleinstehende Frau, ist das sehr schwierig. Das wissen Sie wahrscheinlich aus eigener Erfahrung. Was können wir machen, wo lassen wir unsere Kinder?

Kann man wirklich allein irgendwo hingehen oder schließt man sich besser zusammen? Wie stehen wir in der Gesellschaft da? Und all diese Fragen wurden in kurzer Zeit ganz akut besprochen. Und dann, wenn wir untereinander nicht mehr weiter wußten, kamen dann immer die Rücksprachen mit Herrn M., der als geistiger Vater immer noch im Hintergrund stand und so einen Rückhalt darstellte. Das ist für mich – das kann ich hier offen sagen – ein sehr schönes

Erlebnis gewesen, weil ich in dieser Gruppe für mich selbst gewachsen bin. Und das kann ich für Frau J. sagen, die ich ja die ganze Zeit miterlebte, und für viele andere auch: Eben, daß uns die Möglichkeit gegeben worden ist, aus der Situation, in der wir stehen, mehr zu machen. Es nicht als etwas unabänderlich Schlimmes zu nehmen und dabei stehen zu bleiben und einfach zu sagen: Okay, da stehe ich, ich kann nun nicht mehr weiter, für mich hört mein Leben jetzt irgendwie auf, mein Partner ist weg, ich praktisch amputiert, mir ist ein Teil genommen. Ich bin so nicht mehr lebensfähig. Sondern ich selbst, ich als Mensch, ich als Susi im Moment, bin in der Lage, irgendetwas zu tun, und ich selber bin auch etwas wert. So haben wir langsam gearbeitet, uns immer kleine Ziele gesetzt.“

Diese Tagung wurde durch die Akademie dokumentiert in: Materialien 3/1983: »Selbsthilfegruppen: ihr Beitrag zur sozialen Arbeit.« Dieses Heft kann durch das Sekretariat zum Preis von 5,- DM bezogen werden.

Soziale Integration als Vollzugsziel

Tagung für Mitarbeiter im Strafvollzug

19.–21. September 1983
in Stuttgart-Hohenheim
31 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Pfarrer Martin Pfeiffer, Bad Boll
Dr. Hermann-Josef Schmitz

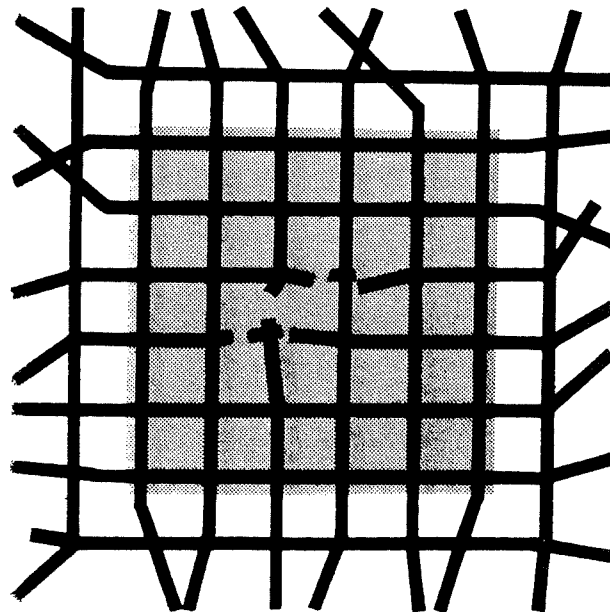
Tagungsbegleitung:

Staatsanwalt Dr. Rüdiger Wulf, Stuttgart

Referenten:

Prof. Dr. Wolfram Keup, München
Dr. Dieter Rössner, Tübingen
Dekan Walter Schmitt, Bruchsal
Dr. Walter Specht, Tübingen

Design: Dieter Groß



Befähigung zur sozialen Integration oder, wie man gemeinhin sagt, »Resozialisierung« ist unbestrittenes Ziel des Strafvollzugs. Bei näherem Zusehen sind hier jedoch grundlegende Fragen für die Ausgestaltung des Strafvollzugs aufgeworfen.

Der Kriminologe, Dr. Dieter Rössner, brachte eine Perspektive von Kriminalität und abweichendem Verhalten zur Sprache, die zu bedenken gerade für »Normalbürger« heilsam sein könnte:

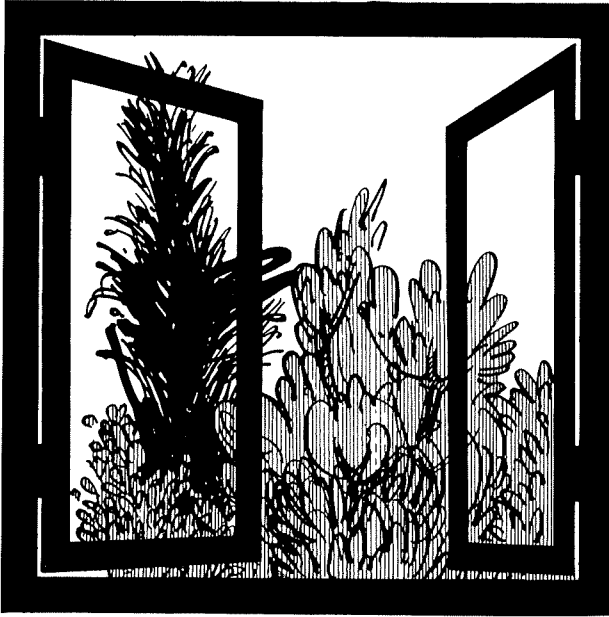
»Der negativen Auswirkung abweichenden Verhaltens auf die soziale Integration einer Gemeinschaft steht der positive Beitrag des abweichenden Verhaltens und insbesondere seiner Sanktionierung zum Erfolg und zur Lebensfähigkeit eines sozialen Systems gegenüber. Das abweichende Verhalten führt zu einem Solidarisierungseffekt gegenüber dem Abweichler und stärkt damit die gesellschaftliche Integration. Die Abweichler und vor allem ihre öffentliche Degradierung und Anprangerung stellen »warnende« Beispiele für die Konformen dar und dienen damit ihrer Stabilität. Ihr Vorhandensein bestätigt für alle sichtbar und negativ abgehoben das geltende Wertsystem. Ein gottloser Mensch betont so für den Rest die Bedeutung religiöser Werte; ein Krimineller verdeutlicht die Wichtigkeit von Recht und Ordnung, und ein Geisteskranker vermittelt den übrigen den Segen der Normalität. Wir brauchen den sprichwörtlichen Satz von Shakespeare »eine gute Tat erstrahlt am hellsten in einer bösen Welt« nur umzudrehen, und es wird noch klarer, was mit der positiven Funktion abweichenden Verhaltens gemeint ist, also »ein Verbrechen erscheint am dunkelsten und damit verabscheuungswürdigsten in einer guten Welt«. Das Verbrechen vereinigt die guten Gemüter und läßt sie zusammenrücken. Die Abweichler sorgen erst für den Kontrasteffekt, der konformes Verhalten – vielleicht sogar im Gegensatz zu einer ebenfalls vorhandenen Triebregerung – zu einer Quelle der Genugtuung macht. Jeder von uns leidlich Konformen kennt das befriedigende Gefühl, das sich einstellt, wenn wir über die Makel und Fehler eines Arbeits- oder Sportkollegen mit einem Dritten sprechen. Erst in diesem Kontrast erhält unser Verhalten sein volles Gewicht. Erich Fried hat in einem Gedicht diese zur sozialen Integration wohl notwendige Verhaltensweise illustrativ zynisch überspitzt:

Der Unbescholtene

»Ich habe noch nichts gestohlen,
also bin ich ein ehrlicher Mensch
Und noch kein Kind zerfleischt,
also bin ich kein Wilder...
Und noch keine Frau vergewaltigt,
also bin ich zärtlich...
Ich war noch in keiner Anstalt,
also bin ich normal...«

Staatsanwalt Dr. Rainer Wulf vom Justizministerium Baden-Württemberg stellte in seinem Tagungsrückblick unter anderem fest: »Soweit sich die Tagung in allgemeiner Form mit dem Sozialisationsprozeß und seinen Störungen befaßte, konnte sie einzelne Teilnehmer durch die Diskussion über die Relativität/Bedingtheit von Normen, Konformität und Abweichung durchaus verunsichern; dieser weite Rahmen der Tagung war jedoch notwendig, um den Hintergrund wiederholter Straffälligkeit und die Möglichkeiten bzw. Grenzen der Einflußnahme zu erfassen. Dabei wurden vor allem diejenigen Bediensteten gefordert, die sich im Rahmen der Aus- oder Fortbildung noch nicht mit derartigen sozialisationstheoretischen Grundfragen befaßt hatten.

Eine »heilsame« Verunsicherung im Sinne eines Überdenkens des eigenen Standpunkts erschien jedoch nützlich und war auch ein Anliegen der grundsätzlichen Diskussion über Normen, Normsetzung, Normgeltung und Normbefolgung. Verlust des eigenen Standpunkts bzw. Orientierungslosigkeit wäre jedoch nicht mit Sinn und Zweck einer solchen Veranstaltung vereinbar: Wer als Bediensteter im Vollzug – unabhängig von der Art des Dienstes – keine Wertorientierung (mehr) hat, kann auch Strafgefangenen keine sozialen Werte durch eigenes Vorbild vorleben und auf diese Art und Weise vermitteln. Dies ist jedoch ein Grundpfeiler eines wirkungsvollen behandlungsbezogenen Strafvollzuges, da die rein technische Behebung sog. Sozialisationsdefizite ohne begleitende Werterziehung den Straffälligen niemals auf Dauer zu einem Leben ohne Straftaten in sozialer Verantwortung führt.«



Altenhilfe – Altenpflege

Psychosoziale und ethische Aspekte

23. April 1983
in Weingarten
99 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingerth

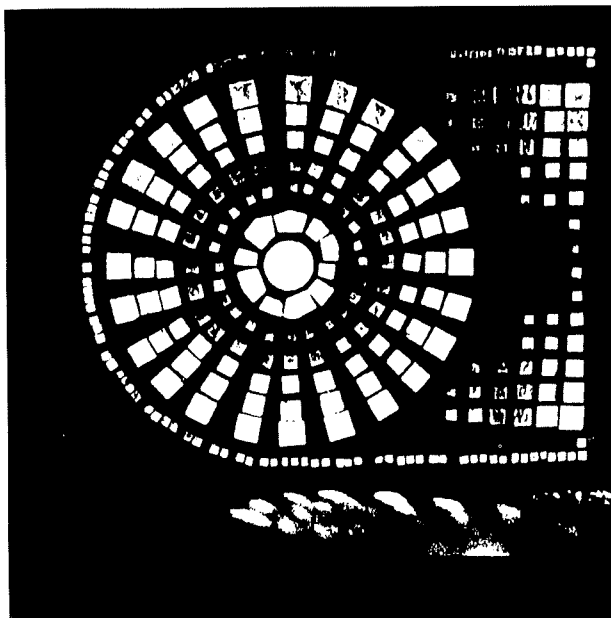
Referent:
Professor Dr. Paul C. Sporken, Maastricht/Niederlande

Dr. theol. Paul C. Sporken ist Professor für ärztliche Ethik an der medizinischen Fakultät der Universität Maastricht und leitet dort zugleich das Institut für Fortbildung von Ärzten, Krankenpflegepersonen und Sozialarbeitern. Vor Mitarbeitern in der Altenhilfe und Altenpflege sprach er über den Sinn und die Aufgabe der Begleitung älterer Menschen.

»Begleitung ist der Versuch, dem anderen als Mensch nahe zu sein, seine Möglichkeiten zu wecken und zu verstärken. Begleiten bedeutet nicht, die Probleme für den anderen zu lösen, sondern ihn so zu unterstützen, daß er sein eigenes Leben zu leben und seinen eigenen Tod zu sterben vermag.

Die beste Definition des Begriffs Begleitung drängte sich mir auf, als ich kürzlich auf einer Langspielplatte dem Flötisten George Zamfir zuhörte. Er wird von dem Schweizer Organisten Marcel Cellier begleitet. Der Organist folgt – manchmal zögernd und tastend – dem Flötisten und unterstützt dessen Melodie. Das ist richtig. Denn auf musikalischem Gebiet bedeutet Begleitung: einen Solisten so unterstützen, daß die eigentliche Melodie besser und schöner zur Geltung kommt. Der Begleiter ist derjenige, der die zweite Partie spielt, der im Hintergrund bleibt und selbst keine oder nur eine untergeordnete Melodie bringt. Natürlich muß der Begleiter einigermaßen ›spielen‹ können (d. h. zuhören, sich in die Situation des anderen einleben können), aber es ist und bleibt seine Aufgabe, die zweite Partie zu spielen. Man könnte sogar sagen: Von dem Moment an, da ein Begleiter ›die erste Geige‹ spielen will oder sich die Rolle des Solisten aneignet, hört er auf, ein echter Begleiter zu sein.

Ich will damit nicht sagen, daß der Begleiter nie einen eigenen Gedanken oder eine eigene Empfindung äußern darf. Das darf er natürlich, vorausgesetzt, daß er sich ein Stück Wegs zu dem alten Menschen auf seinen Weg gesellt und ihm wirklich zugehört hat. Das ist notwendig, weil man ja sonst den Hintergrund seiner Frage – und damit die eigentliche Bedeutung dieser Frage – nicht verstehen würde. Wenn der Begleiter in den späteren Phasen des Gesprächs seine Gedanken äußert, dann sind das für den alten Menschen keine ›von draußen‹ kommenden Ratschläge oder Lösungen mehr, sondern Bestandteile eines wirklichen Dialogs von zwei Menschen, die zusammen unterwegs sind.«



Wähle das Leben – auch im Alter Ethische Probleme alter Menschen

**Pastoraltagung mit der Landesarbeitsgemeinschaft
katholischer Altenwerke**

18.–20. Oktober 1983
Hohenheim
98 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Msgr. Hermann Beyerle, Friedrichshafen
Elisabet Plünnecke

Referenten:

Professor Dr. Alfons Auer, Tübingen
Professor Dr. Hans Böhringer, Stuttgart
Pater Dr. Albert Ziegler SJ., Zürich

»Kaufet die Zeit aus!«

Kann man das? Ja, denn Zeit ist nicht nur die vergehende Zeit, der Chronos, Zeit, die zerrinnt wie das Wasser, sondern immer auch Kairos, Gunst, Chance, Gelegenheit. Die Zeit auskaufen heißt also die Chancen nutzen, die Begrenztheiten hinnehmen, die Erfüllungen auskosten.

Das Alte Testament spricht im Bild der alten und lebenssatten Patriarchen vom Alter als Segen, im Buch Kohelet und im Psalm 71 vom Alter als Last und von den sozialen Aufgaben in der Fürsorge für die Alten und in der Sorge der Alten für die Jungen. An zwei Gestalten, an Simeon und Hanna zeigt das Neue Testament die Heilserwartung Israels.

Das Alter, so Professor Alfons Auer, kann verweigert oder angenommen werden. Die Verweigerung führt zur Resignation oder zum Alles-noch-haben-wollen. Da letzteres nicht möglich ist, entstehen Depressionen. Allein in der Annahme seiner selbst und seines Alters wird die Freiheitsgeschichte vollendet. Ich versuche, vor Gott zu erklären, wie ich mein Leben gemeint habe! Man muß nur, was man kann, und man muß nicht alles können.

Annahme seines Alters heißt auch Mitsterben mit Christus und Teilhaben an der Auferstehung Christi.

Die christliche Fülle des Alters führt zu einer neuen Selbstfindung und zu einem neuen Engagement, freilich aus der Distanz, das heißt aus jener Entfernung, die das Alter zu früheren Phasen des Lebens schafft. Falls es gelingt, im Alter vom kindischen Habenwollen frei oder wenigstens freier zu werden, kann ich den Vorrang meines Seins leben. Alten Menschen ist lange genug vorgeredet worden, wie schlimm das Alter sei und wie unnützlich, wie unfähig man werde. Kein Wunder, daß da vielen angst und bange wird, daß sie an Minderwertigkeitskomplexen leiden, sich beleidigt, gekränkt und resigniert zurückziehen, sich gegen die undankbare Welt abschirmen, nur noch Früheres gelten lassen und Gott und der Welt mißtrauen.

Professor Dr. Hans Böhringer versuchte, Ängste und Skrupel aufzuarbeiten. Angst wird aufgearbeitet, indem man sich seine Angst zunächst einmal eingesteht, sie nicht mit einem Anpassungslächeln überspielt oder auch noch im Alter durch Arbeitswut verdrängt. Im Alter sollte man nicht mehr fragen: Was muß ich tun, sondern: Wie kann ich mir etwas schenken lassen? Ich darf immer die Väterlichkeit

Gottes und die Freundschaft Jesu annehmen, darf mir Heilung und Befreiung schenken lassen.

Pater Dr. Albert Ziegler SJ aus Zürich sprach von der Kunst des Loslassens. Vieles mußte man schon das ganze Leben lassen, aufgeben im freiwilligen Verzicht oder weil es einem versagt blieb oder genommen wurde. Im Alter kommt dieses Lassen in eine letzte Phase:

Die Welt loslassen.

Die Arbeit lassen können.

Die Dinge sein – bleiben lassen. Sie dürfen sein, ohne daß ich sie habe. (Sie sind auch im Schaufenster schön.)

Fragen auf sich beruhen lassen.

Sich selber in Ruhe lassen.

Sich etwas schmecken lassen.

Sich etwas gönnen.

Sich gehen und vergehen lassen.

Sich auf die Gegenwart verlassen.

Jetzt leben und frei von unnötigen Sorgen.

Die Zukunft kommen lassen, um Gott einzulassen.

Die Jahre kommen und gehen lassen.

Die Zeit vergehen lassen.

Dankbar abdanken.

Andächtig werden.

Die ganze Tagung war eine Ermutigung zum Leben, auch zum Leben alter Menschen und zum Erleben des Alters, eine Hilfe zur Entdeckung der Kostbarkeit des Lebens, nicht als verschwebender Schatten, sondern als gewähltes und gefülltes Leben, auch und gerade im Alter.

Mit fast siebzig Jahren kann man nur noch wenig mit der Zukunft rechnen. Es besteht kein Grund, Illusionen zu hegen, vielmehr sich mit dem Gedanken an das Ende vertraut zu machen.

Nicht mit Schrecken und Zagen, denn das schwächt und ermüdet, wohl aber mit Vertrauen, wodurch der Mut zum Leben, der Eifer zu arbeiten und dienen erhöht bleibt. Seit langem habe ich mir vorgenommen, diesem Grundsatz getreu zu sein und den Tod zu erwarten, in diesem »Es wird heiter sein«, das das letzte Lächeln meiner Seele sein soll im Augenblick, da sie aus diesem Leben scheidet. Man braucht nicht oft davon sprechen und den anderen damit lästig fallen, aber immer daran denken, denn wenn das Gesetz des Todes einem vertraut wurde, so ist es gut, es hilft die Eitelkeit auszutilgen und allem den Sinn von Maß und Ruhe zu geben.
Johannes XXIII.

R. P. Litzemberger 1965 (Ausschnitt)



Die Sorge um den ganzen Menschen

Chancen der Zusammenarbeit von Arzt und Seelsorger

14. Mai 1983
in Weingarten

43 Teilnehmer

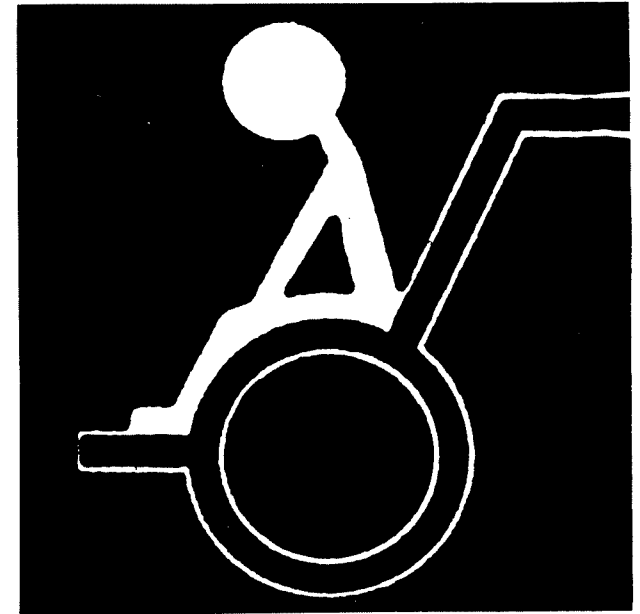
Tagungsleitung:
Paul Dingwerth

Referenten:
Prof. Dr. Gerfried Hunold, Tübingen
Pfarrer Heinrich Kirchner, Tübingen
Prof. Dr. Gerhard Meuret, Ravensburg
Prof. Dr. Dr. Uwe Stocksmeier, Tutzing

Die naturwissenschaftlich-technische Medizin der Neuzeit hat zu unser aller Nutzen erstaunliche Leistungen gebracht. Für viele Menschen sind die Errungenschaften der Akut- und Intensivmedizin lebensrettend. Es gibt aber auch eine Kehrseite dieser Entwicklung. Häufig sind die verschiedensten Bedürfnisse des Patienten nicht mehr im Blick der ihn »Behandelnden«. Darauf wies Prof. Dr. Meuret, Chefarzt im Elisabethenkrankenhaus Ravensburg, hin. Im Krankenhausalltag werden Defizite der menschlichen Zuwendung spürbar. Ärzte, die das Machbare machen, übersehen dies häufig. Gefordert ist die Zusammenarbeit aller Dienste im Krankenhaus. Grundlage der Zusammenarbeit ist der Patient mit seinen Bedürfnissen. Der parallele Kontakt der Dienste genügt in vielen Fällen nicht mehr. Im Krankenhaussteam hat der Seelsorger seinen eigenen Platz. Er muß den Patienten in seinen ureigensten Fragen begleiten. Diese Fragen formulierte dann der Theologe Prof. Dr. Hunsold: Sorgt sich Gott um mich? Warum trifft mich diese Krankheit, dieses Leiden? Für ihn bedeutet Sorge um den Kranken: persönliche Zuwendung. Die Würde des Menschen besteht in sich selbst, nicht in der Verbindung mit Verwertbarkeit und Leistung.

Die Konsequenz aus der Diskussion der Ärzte und Seelsorger: Wir brauchen eine Medizin für den ganzen Menschen. Wissenschaft und personale Zuwendung müssen Hand in Hand gehen. Zuwendung heißt: Der Kranke wird zu einem festen Orientierungspunkt. Arzt und Seelsorger wie auch die anderen Dienste müssen beweglich sein, um den kranken Menschen in seinen Fragen, Ängsten, Zweifeln und Hoffnungen begleiten zu können.

Da der Tod (um genau zu sein) der wahre Endzweck unseres Lebens ist, habe ich es mir in den letzten Jahren angelegen sein lassen, diesen wahren, diesen besten Freund des Menschen so gut kennenzulernen, daß der Gedanke an ihn für mich nicht nur keine Schrecken enthält, sondern mir großen Trost und Frieden des Geistes bringt. Ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück und die Gelegenheit geschenkt hat, den Tod als den Schlüssel zu unserem wahren Glück zu erkennen. Ich gehe nie zu Bett, ohne darüber nachzudenken, daß ich vielleicht, so jung wie ich bin, am nächsten Tag nicht mehr leben werde. Und doch wird niemand, der mich kennt, sagen können, ich sei im Umgang mürrisch oder traurig. Für dieses Glück danke ich jeden Tag meinem Schöpfer. Mozart



Integration behinderter Menschen

Tagung mit dem Landesverband der Vereine zur Förderung und Betreuung spastisch gelähmter und anderer körperbehinderter Kinder in Baden-Württemberg e. V.

23./24. April 1983
Hohenheim
89 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Elisabet Plünnecke

Referenten:
Professor Dr. Alexander Sagi, Rheinfelden-Herten
Manfred Schwarz, Landesvorsitzender, Stuttgart
Klaus Wenz, Studiendirektor, Stuttgart

Die Tagung hatte das für die Akademie immer aktuelle Ziel, Vorurteile abzubauen. In diesem Fall wurde das heute so laute Schlagwort, ja die Kampfparole »Integration Behinderter« (»Fort mit den Sonderschulen«) geprüft. Zwei sehr erfahrene Referenten, Professor Dr. Alexander Sagi, Leiter des Hauses Rheinfeld-Herten, und Studiendirektor Klaus Wenz vom staatlichen Seminar für Sonderschulpädagogik Stuttgart, wogen ab, was vernünftig, realistisch und lebensfördernd ist.

Totale Integration ist auch unter Nichtbehinderten Illusion. Und die Behinderten (körperlich, geistig Behinderte) lassen sich untereinander nicht leicht integrieren. Zunächst wäre Solidarität zu fordern und zu verwirklichen.

Folgendes wurde auf der Tagung gefordert:

- Keine Abschaffung der Sondereinrichtungen für Behinderte, jedoch Öffnung und Durchlässigkeit der Einrichtungen.
- Mehr Einfluß der Eltern auf die Einrichtungen.
- Öffentlichkeitsarbeit für eine realistische Integration.
- Mehr Arbeitsplätze für Behinderte.
- Mehr überschaubare Wohnheime für Behinderte.
- Mehr gezielte, spezielle Werkstätten für Körperbehinderte (nicht erst ab 120 Plätzen).

Die Tagung hat durch nüchternen, konkreten Realismus viele Wunschbilder abgeklärt und zur tapferen Bescheidenheit der kleinen nächsten Schritte, zu abwägenden Versuchen ohne Vorurteile und Illusionen ermutigt. Es gab keine pauschalen Anklagen, Versprechungen oder elegante Programme. Die Forderung nach Integration darf nicht in sture Blindheit ausarten, die den einzelnen behinderten Menschen und seine Bedürfnisse nicht mehr sieht, sein Wohl mißachtet, nicht mehr abwägt und prüft, was ihm zum Besten dient.

Integration ist nicht perfekt – etwa durch Verordnung – zu machen, zumal noch nicht einmal Solidarität verwirklicht ist. Es geht um Menschen und um ihre Würde in dieser unvollkommenen Welt, in der man sich nur mühsam und geduldig, mit Tapferkeit und Phantasie, Schritt für Schritt den besten Möglichkeiten annähern kann.

St. Joseph's Hospice London

Sterbebeistand als Konzept

17. Oktober 1983
Hohenheim
237 Teilnehmer

18. Oktober 1983
Weingarten
216 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth

Referent:
Dr. Richard Lamerton, London

Beidesmal volle, ja überfüllte Häuser, in Hohenheim wie in Weingarten, als Dr. Richard Lamerton, seit 13 Jahren ärztlicher Direktor des St. Joseph's Hospice in London, in den beiden Tagungshäusern der Akademie sein Konzept der Sterbebegleitung vorstellte.

In Deutschland sterben immer mehr Menschen im Krankenhaus. Im Jahre 1900 waren es 10 %, 1960 bereits 44 %, und heute sind es fast 60 % aller Sterbefälle. Sterben im Krankenhaus darf aber nicht nur bedeuten: Apparate, Schläuche, Kabel, komplizierte Technik, Intensivstation, Angst, Einsamkeit und Verlassenheit.

Das St. Joseph's Hospice in London nimmt ausschließlich Patienten auf, die unheilbar erkrankt sind. Es setzt sich als Aufgabe, diese Menschen nicht nur medizinisch gut zu versorgen, sondern sie vor allem menschlich gut zu betreuen und sie in den letzten Wochen oder Monaten ihres Lebens zu begleiten, sei es im Hospice selbst, das sich nicht als eine Sterbeklinik versteht, sondern als eine Herberge auf der letzten Reise des Lebens, sei es, daß die Patienten durch einen speziell eingerichteten Hauspflege-dienst daheim, in ihrer vertrauten familiären Umgebung ihren Tod erwarten. Darüber hinaus widmet sich das Londoner Team auch der Betreuung der Angehörigen vor und auch noch nach dem Tod des Patienten.

Wir dokumentieren aus der Stuttgarter Zeitung vom 21. Oktober 1983 einen Beitrag über die Tagung.

Herbergen für unheilbar kranke Menschen

»Sie werden keine Schmerzen haben, und Sie werden nicht einsam sterben.« Dieses Versprechen wird jedem Patienten gegeben, der von einem der englischen Hospize aufgenommen wird, in denen ein menschliches, würdiges Sterben oberstes Gebot ist. Die im Umgang mit Sterbenden Geübten haben erfahren, daß die Angst vor großen Schmerzen stärker ist als die Angst vor dem Tod. Die Pioniere dieser Hospiz-Bewegung arbeiten in England; einer von ihnen ist Dr. Richard Lamerton, der in London das St. Joseph's Hospice leitet.

Dr. Lamerton spricht den Krankenhäusern ihre Existenzberechtigung natürlich nicht ab, nur zum Sterben seien diese »Reparaturwerkstätten für defekte Menschenmaschinen« nicht geeignet. Und doch sterben – auch in England – die meisten Menschen in Kliniken, obwohl sie, wie man weiß, ihr Lebensende lieber daheim »erleben« würden. Auch in den Hospizen weiß man das und setzt alles daran, die Patienten, und sei es auch nur für kurze Zeit, in die eigenen vier Wände zurückzubringen. Das geht aber nur, wenn sich das Betreuungsteam auch intensiv um die Angehörigen kümmert, sie in die Pflege einschaltet, mit Medikamenten und mitunter sogar mit medizinischen Apparaten vertraut macht und ihnen die Gewißheit gibt, daß sie rund um die Uhr Hilfe anfordern können. Selbst nach einem Todesfall sind sie nicht verlassen; in Familienklubs können sie lernen, die ungewohnte Einsamkeit zu meistern. So nimmt es nicht wunder, daß siebzig Prozent der Patienten, die unheilbar krank, meist krebskrank, in das Hospiz kommen, doch zu Hause sterben dürfen.

Schon die Struktur des Hospizes hebt sich von den »kalten, glänzenden Palästen« ab. Vier bis fünf Betten stehen in den Zimmern – »Familiengröße« nennt Dr. Lamerton das –, und die Fenster reichen bis zum Fußboden. So können auch bettlägrige Patienten dem Leben draußen, an dem sie selber nicht mehr teilhaben können, zu-

schauen. »Das Fenster ist unser wirksamstes Antidepressivum«, sagt der Arzt. Auch Beschäftigungstherapie wird betrieben, kleine Feste werden gefeiert, sogar geheiratet wird mitunter noch. Die wöchentliche »Sprechstunde«, bei der stationäre und ambulante Patienten mit dem Hospizpersonal zusammentreffen, gleicht eher einer Party.

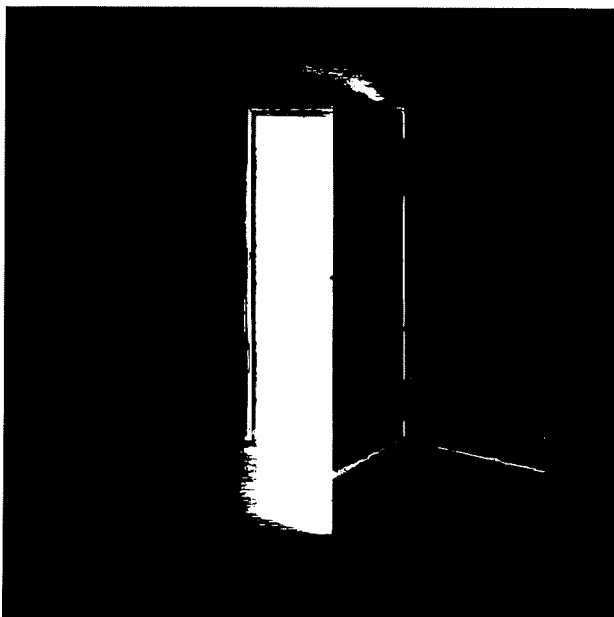
Das Fünfzig-Betten-Hospiz wird von katholischen Schwestern geführt, die in das Team von Ärzten, Schwestern, Pflegern, Sozialarbeitern und freiwilligen Mitarbeitern eingebunden sind. Von langen psychologischen Schulungen für die Freiwilligen hält Lamerton nicht viel; Gesichtsausdruck und Stimme der Kranken hält er für die besten Lehrmeister. Einige Einführungsabende reichten, meint er; jetzt würden von einigen Hospizen auch sechswöchige Vorbereitungskurse angeboten. Das Fachpersonal ist natürlich gründlich ausgebildet. Im Vordergrund steht die körperliche Versorgung der Patienten, danach aber sei eine gute Schmerzkontrolle durch Medikamente, die weder süchtig noch benommen machten, das Wichtigste. Erst dadurch seien Gespräche und eine seelische und geistige Auseinandersetzung mit dieser letzten, schweren Lebensphase möglich. Eindrucksvolle Bilder von Patienten, die sich anscheinend sehr bereitwillig auch noch kurz vor ihrem Tode fotografieren ließen, taten optisch kund, wie segensreich die Arbeit im St. Joseph's Hospiz ist.

Der Gedanke, spezielle Sterbekliniken einzurichten, stößt in der Bundesrepublik noch auf große Vorbehalte. Trotz riesigem Beifall für den englischen Arzt klang das auch in Hohenheim in der Diskussion an. An jedem Ort, wo gestorben würde, solle würdig gestorben werden, auch in einem Allgemeinkrankenhaus, war die Meinung. Eine Krankenschwester plädierte für besondere Sterbeabteilungen innerhalb der Kliniken; dort könnten ohne strengen Tagesplan und Hektik die Todkranken menschlich

versorgt werden. Dr. Lamerton hält nichts davon. Allein auf diese Station verlegt zu werden, nehme alle Hoffnung; und welche Schwester, die eine Rundumpflege gewohnt sei, würde sich gern und geduldig mit Sterbenden abgeben? Der Tod im Krankenhaus sei schlecht, nicht, weil das Krankenhaus schlecht sei, sondern weil das Personal nicht auf diese Pflege eingestellt sei.

Der Hospiz-Gedanke ist in Großbritannien über hundert Jahre alt. In Dublin nahm um 1860 eine katholische Krankenschwester in ihrer Wohnung Sterbende auf. Krebs- und Lungenkranke, weil sie ihnen den Tod im unwirtschaftlichen Krankenhaus ersparen wollte. 1905 gingen Dubliner Nonnen nach London und eröffneten im elenden, bitterarmen Eastend das St. Joseph Hospice. Daß bei uns solche Initiativen »von unten her« kaum anzutreffen seien, wurde in der Diskussion bedauert: »Wir fangen immer oben an, wollen alles gründlich durchorganisieren, fragen erst die Ministerien, ob wir das auch dürfen.« Die Scheu vor solchen organisatorischen und bürokratischen Hürden veranlaßte einen Arzt, die kleinen Schritte vorzuschlagen, die keine großen strukturellen Veränderungen erforderten und doch wirksam seien: Warum können Patienten nicht, wie im Joseph's Hospice, schon bei der Ankunft am Ambulanzwagen begrüßt werden? Warum dürfen Patienten, die laufen und sich anziehen können, ihre Mahlzeiten nicht in einem Speiseraum einnehmen? Allmählich beginnt sich die Tabuisierung des Sterbens und der Sterbehilfe zu lockern, auch in Deutschland, wo die Schatten der Euthanasie-Verbrechen noch lange Zeit schwer auf jeder Diskussion lasteten. Literatur zu diesem Thema kann bereits nach Metern gemessen werden, und die Hospiz-Bewegung weitete sich von Land zu Land aus, denn ein möglichst friedliches Ende zu haben, ist der Wunsch aller Menschen auf der Erde.

Grete Scheel



Das verweigerte Leben

Umgang mit Suizidgefährdeten

11.–12. Juni 1983
Hohenheim
65 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth

Referenten:
Dr. med. C. H. E. Kulesa, Heidelberg
Facharzt für Psychiatrie, Psychotherapie
Sektion angewandte Suizidforschung

Dr. Artur Reiner, Heidelberg
Seelsorger an den Universitätskliniken

Gesprächspartner:
Pfarrer Rainer Kusmann, Ludwigsburg

Seit Jahren sterben mehr Menschen durch die eigene Hand als im Straßenverkehr. In der Bundesrepublik sind es über 13 000, in Baden-Württemberg fast 2000. Die Zahl der jährlich registrierten Suizidversuche liegt bei über 130 000, doch die Fachleute sprechen von 300 000 Selbstmordversuchen. Die Zahlen steigen, besonders auch bei der jüngeren Generation.

Wer einmal einen Suizidversuch unternommen hat, ist weiterhin höchst gefährdet. Das Krankenhaus bietet in der Regel Suizidpatienten wenig Hilfe an; die Krisenintervention beschränkt sich im wesentlichen auf das physische Überleben. Die Verweildauer in der Klinik ist meistens so kurz, daß kaum Zeit für notwendige Gespräche bleibt. Im Gespräch mit den Referenten wurden Leitlinien für die Beurteilung suizidaler Krisen im Umgang mit den Patienten erarbeitet:

- mehr zuhören als abfragen,
- die eigenen Wünsche der Patienten nach Verharmlosung berücksichtigen,
- versuchen, eine vertrauensvolle Beziehung aufzubauen,
- für regelmäßige Gespräche motivieren.

Suizidverhalten ist keine Krankheit, sondern ein sehr vielschichtiges Symptom. Die Ursache bilden häufig Kommunikationsstörungen auf verschiedenen Ebenen. Das Verhalten des Suizidgefährdeten ist immer ein Notsignal, das auf ein aufmerksames Auge und ein feinfühliges Ohr treffen sollte. Wichtig wäre es, tragfähige Beziehungen aufbauen zu helfen und wichtige Beziehungen wieder herzustellen. Pfarrer Dr. Reiner hielt am Sonntagmorgen mit den Tagungsteilnehmern die Eucharistiefeier. Wir dokumentieren hier aus der von Pfarrer Reiner gehaltenen Predigt, die das Anliegen unserer Tagung »Wähle das Leben« traf.

Lesungen: Ex 3,11–15 – Die Offenbarung des Gottesnamens

Lk 4, 1–13 – Die Versuchungen Jesu

Der alttestamentliche Text hat meines Erachtens zwei Schwerpunkte: Der erste Schwerpunkt besteht darin, daß Gott seinen Namen kundtut: »Jahwe«. Diesen Namen kann man eigentlich im Deutschen mit einem Wort gar nicht übersetzen, denn auch die Übersetzung, die Sie gehört haben, trifft nicht ganz, was mit dem Namen gemeint ist. Ich möchte deshalb versuchen, den Namen etwas zu umschreiben.

Jahwe könnte man frei wiedergeben: »Ich bin derjenige, der da ist, der für Dich da ist, der für Euch da ist.« Das ist ein anderes Gottesbild als es viele Menschen mitbekommen haben. Wenn ich Gott nur sehe als einen allmächtigen und allwissenden Gott, dann ist das noch kein Gott, den ich lieben kann. Jahwe ist der Gott der Liebe, der für uns, für dich, für mich, für uns alle da ist. Dieser Gott bewirkt, wenn ich mich auf ihn einlasse, daß ich einen Aufbruch wage, den ich aus eigener Kraft niemals wagen würde . . .

Mose erhält von Jahwe auf die Frage, wie er – Mose, als Schafhirt – zum Pharao gehen kann, die Antwort: Wenn dich die Israeliten fragen, mit welchem Recht, dann sage ihnen: Jahwe, der, der für euch da ist, hat dich geschickt. Diese Zusage, »ich bin nicht allein, es ist einer da, der mit mir geht«, hat ihn ermutigt, einen Weg zu beschreiten, den er sonst nie gewagt hätte.

Ich glaube, eine solche Gotteserfahrung, daß Gott für mich da ist, ermutigt auch heute manchen Menschen, Wege zu gehen, die er sich vielleicht nicht zutrauen würde. Vielleicht ganz unkonventionelle Wege – daß er irgendwann und irgendwo in seinem Leben anfängt zu entdecken, wo sein Weg ist, und daß er dann zu dieser Entdeckung stehen kann und die Schritte wagt, die für ihn jetzt dran sind . . .

Im Neuen Testament ist die Rede von einem, der mit uns das Leben geteilt hat, auf den wir unsere Hoffnung setzen, nämlich Jesus Christus, der als Mensch unter Menschen gelebt hat – um zu dem Bild zurückzukehren –, der seinen Lebensweg gewagt hat und dabei nicht unangefochten blieb.

Die Versuchungsgeschichte Jesu zeigt, wie er als Mensch seinen Lebensweg gegangen ist, und deshalb auch Schwierigkeiten hatte, oder wie wir theologisch sagen: in Versuchung geraten ist. Diese Versuchungen kennen wir alle, nicht daß wir Steine zu Brot machen, das können wir nicht. Aber wir haben gelernt, uns an der Realität des Lebens vorbeizumogeln. Und die Versuchung zur Macht? Jeder Mensch hat eine ganze Menge an Macht. Das fängt schon an, wieviel Macht Sie über Ihre Kinder haben oder wieviel Macht heranwachsende Kinder über ihre Eltern haben. Das geht von oben nach unten und von unten nach oben. Wer irgendwo eine Stellung innehat, hat Macht. Er kann sich verweigern, er kann den anderen unter Druck setzen. In jeder Partnerschaft hat jeder von beiden Macht. Und es ist immer nur eine Frage, wie diese Macht genutzt

oder ausgenutzt wird, ob sie offen zu Tage tritt oder ob sie verschleiert dann den anderen unter Druck setzt . . .

Und die Versuchung, sich vom Dach des Tempels in den Abgrund zu stürzen? Es gibt heute Theologen, die hier einen Hinweis sehen, daß Jesus auch versucht worden ist, seinem Leben ein Ende zu setzen im Angesicht des ihm leidvoll entgegenkommenden Lebens, nachdem er merkt, daß er scheitert, daß die Menschen seine Botschaft ablehnen. Jesus verweigert diesen Sprung. Er überwindet die Angst, die so groß ist, daß er Blut schwitzt, er überwindet diese Angst, indem er auf diesen seinen Gott setzt. Jahwe – Ich bin derjenige, der für dich da ist. Das hat ihm Kraft gegeben, nicht vom Dach zu springen, am Ölberg nicht wegzulaufen, sondern durchzuhalten. Und er hat die Antwort von seinem Vater bekommen, daß dieses Vertrauen nicht ein leeres Vertrauen war. Er ließ ihn nicht im Tode, er hat ihn vom Tode erweckt zu neuem Leben . . .

Und überall, wo es gelingt, daß jemand einen neuen Weg sucht, ein Stück Leben gestaltet, ist Auferstehung. Überall, wo ich aus meinem Tod wieder herausfinde, wo ich wieder etwas neu beleben kann, ist für mich Auferstehung.

Literatur:

Artur Reiner, Christoph Kulesa: Ich sehe keinen Ausweg mehr. Kaiser-Grünewald. 3. veränderte und erweiterte Auflage 1981

Glaube heißt nach dem japanischen Schriftsteller Shūsako Endō, daß man zu neunzig Prozent Zweifel und zu zehn Prozent Hoffnung hat, wie der französische Schriftsteller Bernanos sagt. Aber die zehn Prozent Hoffnung sind stärker als die neunzig Prozent Zweifel – und man ist sehr abhängig von dieser Hoffnung.

Aus: »Christ in der Gegenwart« 2/1984, S. 16

Gasttagung: 50 Jahre Katholisches Bibelwerk

Die Akademie benützt ihre Tagungshäuser in Hohenheim und Weingarten nicht nur für Tagungen, die sie in eigener Regie vorbereitet und abhält. Ihre Tagungshäuser stehen auch Instituten und Verbänden offen, die für einen Tag oder länger Gäste in Hohenheim oder Weingarten sind.

Seit vielen Jahren führt das Katholische Bibelwerk mit Sitz in Stuttgart seine Jahrestagungen in Hohenheim durch. Die Grundlagen des Bibelwerkes sind ja auch das Fundament unserer gesamten Akademiearbeit. 1983 beging das Bibelwerk sein 50jähriges Jubiläum und war vom 27. bis 30. September mit einer großen Repräsentation von Bibelwissenschaftlern und Bischöfen in Hohenheim zu Gast.

Auf einem Festbankett im Karl-Adam-Haus in Stuttgart sprach am 30. September 1983

Bischof Dr. Georg Moser über

»Die Bedeutung der Bibel für Kirche und Gesellschaft«.

Wir geben diese grundsätzliche Rede in Auszügen wieder. Bischof Georg sprach zunächst über die Bedeutung der Bibel für die Kirche und fuhr dann fort: »Die Bibel ist ein Buch der Kirche, das ist das eine. Das andere: Sie ist ein

Buch des Lebens.

Jesus selbst versichert: »Die Worte, die ich zu euch gesprochen habe, sind Geist und sind Leben« (Jo 6, 63).

»Geist und Leben«

»Selig, die das Wort Gottes hören und es befolgen«, sagt Jesus im Lukasevangelium (11, 28). Hören allein genügt nicht. Horchen zielt auf gehorchen, auf das Tun der Wahrheit, und erst im Handeln wird auch die Wahrheit der Botschaft der Bibel erfahren. Es geht hier um einen Lebensprozeß, auf den ich mich einlasse, wenn ich mich mit der Bibel einlasse. Zwei geistliche Schriftsteller unserer Tage, Josef Dirnbeck und Martin Gutl, haben im Blick auf Jesus und die Kirche so formuliert:

»Und das Wort
ist nicht Wort geblieben, sondern Fleisch geworden.
Und das Evangelium
ist nicht Theorie geblieben, sondern Praxis geworden.
Und der Glaube
ist nicht Utopie geblieben, sondern gelebt worden.
Und die Hoffnung
ist nicht Phantasie geblieben, sondern verwirklicht
worden.«

Das gehörte Wort fordert den Glauben heraus, die Entscheidung. Die Worte der Heiligen Schrift werden nur richtig gehört, wenn sie auch im Glauben und Verstehen beherzigt werden und als Folge und Frucht dieses Glaubens das Leben bestimmen.

Auf das neue Leben in Christus, das mehr ist als eine ethische Provokation, zielen die Evangelien und Apostelbriefe. Die Evangelien wollen den suchenden Menschen »aus dem Tod ins Leben« (Jo 5, 24) hinüberführen, ihn aus seiner eingeeengten Sicht des Lebens, die dem Tod gleichkommt, befreien zu jener großen Weite des Lebens, die sich vom Sein in Gott, der Geburt aus Gott erstreckt bis hin zur Auferstehung in Gottes Zukunft hinein. In diesem großen, mehrschichtigen Begriff von Leben liegt die erlösende Botschaft der Bibel, die im Glauben erfaßt und angeeignet werden kann. Wer sich dem lebenverheißenden Wort Gottes anvertraut, wer sich sozusagen darin festmacht, an ihm festhält, sich darauf verläßt, darauf baut – lauter biblische Formulierungen –, dessen Glaube gibt ihm Verwurzelung,



Fundament und Kraft. Wer im festen Glauben an Gott festhält, der gewinnt in den vielfältigen Belastungen und Drucksituationen seines Lebens den Mut zum Durchhalten, die Kraft zum Ausharren, zur Hoffnung auf Befreiung und Erlösung. Wer tagtäglich in der Heiligen Schrift liest, der wird zwar gewiß nicht jeden Tag großartige Umwälzungen seines Daseins erfahren; aber er wird jeden Tag eine Kost für sein Weitergehen erhalten. Sein religiöser Grundwasserspiegel bleibt erhalten oder steigt, und er wird in Stunden der Krise nicht ›auf dem Trockenen sitzen‹.

Lebensverändernde Kraft

Ungezählte haben die lebensverändernde Kraft des Wortes Gottes erfahren – zuerst die Jünger Jesu selber. Im Johannesevangelium lesen wir von einer dramatischen Entscheidungssituation, die zu einer Spaltung unter den Anhängern Jesu führt. Viele waren Jesus gefolgt, er hatte sie gerufen; doch als deutlich wird, wer dieser Jesus ist, daß die Nachfolge nicht folgenlos bleiben kann, da beginnen sie Anstoß zu nehmen. Nun fragt Jesus die Zwölf: ›Wollt auch ihr weggehen?‹ Petrus, der Wortführer, antwortet für alle: ›Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens‹ (Jo 6, 67f.). Petrus sagt nicht einfach ›ja‹ oder ›nein‹. Er begründet seine Antwort zugleich, indem er beschreibt, was er mit Jesus erfährt: er hat Worte des Lebens, in seiner Nähe hat mein Leben neu begonnen, er ist die Tür, durch die ich ins Licht getreten bin. Darauf kann und will ich nicht verzichten. Er will in diesem Lebensraum bleiben: ›Herr, zu wem sollen wir sonst gehen, außer zu dir?‹ Die sich solidarisch verhielten zu diesem Bekenntnis waren nicht irgendwelche entzückten Schwärmer, es waren Männer, die mit beiden Füßen auf dem Boden standen. Matthäus war Zöllner und Rechner, dem war kein X für ein U vorzumachen. Petrus, der Fischer, hatte genug Lebenserfahrung, um sein Leben nicht an einen Scharlatan zu verkaufen. Diese Männer haben ihren Fuß mutig auf die Brücke gesetzt, die Christus ist, und sie haben erfahren, daß diese Brücke trägt. Ihr Leben wird dadurch anders. Sie blieben nicht die einzigen. Ich denke an Augustinus. Getrieben von Unruhe und auf der Suche nach Wahrheit und Sinn vernimmt er im Garten seines Hauses in Mailand eine Stimme wie die eines Kindes: ›Nimm und lies!‹ Augustinus schlägt die Bibel auf und findet im Römerbrief Antwort auf sein Fragen, Wegweisung für sein Suchen. – Ich

erinnere an den heiligen Franziskus: ›Sine glossa‹, ohne Randbemerkung wollte er die Bibel verstehen und leben. – Ich denke an Martin Luther, für den der Römerbrief eine Wende einleitete in seinem leidenschaftlichen Ringen um den gnädigen Gott. – Ich weise auch hin auf Charles de Foucauld: Weil Jesus selbst den letzten Platz eingenommen hatte, wird die Suche nach dem letzten Platz zum Leitmotiv für seine besondere Berufung. Und was er in seinem einfachen Arbeiterleben und in der Zurückgezogenheit der Wüste aus der Heiligen Schrift und in der Anbetung erfährt, wird zur Grundregel für eine Lebensgemeinschaft der Kleinen Brüder und Schwestern, die in unserer Zeit in mancher Hinsicht wie Dynamit wirken.

Die Bibel als Herausforderung

Im Wort der Heiligen Schrift begegnet uns das Wort Gottes. Dieses Wort zielt auf den Glauben, der Glaube auf das konkrete Leben. Reinhold Schneider konnte von der Bibel sagen: ›Es ist unmöglich, auch nur eine Zeile zu begreifen, ohne den Entschluß, sie zu vollziehen.‹ Und so kann man auch Mark Twain verstehen, der in seiner Art einmal gemeint hat: ›Mir bereiten nicht die unverständlichen Bibelstellen Bauchweh, sondern diejenigen, die ich verstehe.‹ Die Bibel bleibt für jeden einzelnen Christen wie für die ganze Kirche Herausforderung und Quelle einer schöpferischen Unruhe. Ein paar dieser Herausforderungen seien kurz genannt.

Die Bibel verkündet einen menschenfreundlichen Gott (vgl. Tit 3, 4f.). Das heißt, daß auch die Kirche eine menschenfreundliche Kirche sein müßte, Anwalt der Barmherzigkeit Gottes und der Menschlichkeit der Menschen. Manchmal wundert man sich ja darüber, daß manche sich wundern, daß manche Menschen in der Kirche menschlich sind. Die Kirche müßte ein überzeugendes Modell einer brüderlichen, solidarischen Kontrastgemeinschaft sein, in der Jesu Wort vom Kleinsein und Bruder-Sein und von der Dienstbereitschaft mehr ist als ein Thema der Sonntagspredigt oder gar bloß der erhobene Zeigefinger. – Eine Kirche, die auf die biblische Botschaft hört, wird sich der Freiheit des Geistes verpflichtet wissen und sich bewußt bleiben, daß sie eine von Angst befreiende Botschaft zu verkünden hat: Das Wort des Lebens und der Hoffnung in dieser von Angst und Resignation gerade heute gekennzeichneten Welt. – Die Kirche wird es vermeiden, in einer falsch verstandenen

Anpassung dieser Welt sich gleichzugestalten. Vielmehr wird sie die biblische Botschaft verkünden, ob man sie hören will oder nicht. Sie wird nicht vergessen und vergessen machen, daß das Ärgernis des Kreuzes immer bleibt und sie Gottes Weisheit, nicht die Interpretamente der Welt, zu verkünden hat. – Schließlich wird die Kirche aus dem Evangelium immer lernen, daß alles menschliche Leben und Wirken, auch das der Kirche selber, unter dem eschatologischen Vorbehalt steht. So wird die Kirche davor bewahrt, sich selber als Selbstzweck zu verstehen statt als Zeichen und Werkzeug der Hoffnung und der Liebe, die Gott selber ist.

Die Bedeutung der Bibel für die Gesellschaft

Buch der Bücher

Die Bibel ist das Buch der Kirche. Doch ihre frohe Botschaft gilt der ganzen Menschheit, so wie auch Jesus Christus für die ganze Menschheit unser Bruder wurde. Die Frage nach der Bedeutung der Bibel für die Gesellschaft ist keine aktuelle Mode. Wir alle kennen die Heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments als *das* Buch, die Bibel. Sie ist das am weitesten verbreitete Buch der Welt. In über 270 Sprachen ist sie vollständig gedruckt, Teile sind in über 1700 Sprachen zu lesen. Dabei ist noch nicht einmal ganz sicher, ob diese Zahlen heute nicht schon nach oben korrigiert werden müßten.

Was dieses Buch zum Buch der Bücher macht, ist seine einzigartige Botschaft. Die Bibel berichtet von der Erschaffung der Welt, von der Bestimmung des Menschen, von den Gründen für unser Elend, von der Sorge Gottes um den Menschen. Sie gibt so entscheidende Antworten auf die Fragen nach dem Woher und Wohin unserer Welt, nach dem Sinn des Daseins, nach dem Ziel der Geschichte und nach dem Weg zu unserem Heil. Sie legt Zeugnis ab über das Ringen des Menschen um Gemeinschaft mit Gott und um die rechte Weise zu leben. Sie berichtet von Größe und Versagen des Menschen, stellt uns eindrucksvolle Vorbilder gelungenen menschlichen Lebens vor Augen und ruft zu einem sinnvollen, guten Leben auf. Sie erweist zugleich auf allen Seiten, daß Gott den Menschen liebt, daß er auch unseren Weg leitet und begleitet und daß uns Verheißungen auf diesen Weg mitgegeben sind.

Die Botschaft gilt der ganzen Welt

Die Botschaft der Bibel gilt der ganzen Welt. Sie besitzt Öffentlichkeitscharakter und hat einen Bezug zur Welt. Sie gehört nicht in irgendeine abgeschlossene Enklave. Man begegnet bis auf den heutigen Tag der Auffassung, Religion sei Privatsache und habe mit dem öffentlichen Leben der Gesellschaft, also mit der Politik, nichts zu tun. Nur etwas hat sich an dieser These im Lauf der Jahrhunderte verändert: Aus der überheblichen, großzügig-liberalen Geste, mit der man Religion in die Sakristei verwies als ein Reservat für Gestrige oder Unaufgeklärte, ist heute in totalitären Systemen des Ostens wie des Westens eine krampfhaft-verbissene und manchmal brutale Geste geworden. Religion wird als subversive Kraft mit allen Mitteln der Macht unterdrückt und verfolgt, um sie politisch wirkungslos zu machen. Wir wissen, wie rar die Bibel in den Ländern unter kommunistischer Herrschaft ist. Und neulich hat Amnesty International erklärt: »In Guatemala ist allein die Bibel in der Hand eines Landarbeiters sein sicherer Totenschein.«

Ein weltloser Glaube widerspricht der biblischen Botschaft. Kein Jude des alttestamentlichen Bundesvolkes hätte einen Sektor des Lebens gekannt, der nicht der Herrschaft Gottes unterstellt gewesen wäre. Konkret wurde dieser Anspruch Gottes immer wieder laut in der prophetischen Kritik etwa eines Amos, eines Hosea oder Jesaja. Auch die Königsherrschaft Gottes, die Jesus verkündet, meint keine rein jenseitige Wirklichkeit, denn sie hat in ihm selbst bereits inkarnatorisch ihren Anfang genommen. Es geht um das Heil und das Leben der Welt, daher sind seine Jünger »Salz der Erde«, »Licht der Welt«; Ärgernis und Verheißung des christlichen Lebens sind öffentlich.

Wer für sich einen solchen Anspruch reklamiert, der muß sich auch gleichzeitig selbstkritisch fragen und befragen lassen, wie er diesen Anspruch einlöst. Konkret: Welche wegweisenden Zukunftsperspektiven aus der Bibel inspirieren oder irritieren heute unser gesellschaftliches Leben? Man könnte an die Friedensdiskussion denken, an die Initiative für das Leben, an den Einsatz für das Lebensrecht der noch Ungeborenen. Auch zur Frage der Schöpfung und Umwelt kennen wir reiche, genuin biblische Impulse. Aber selbstkritisch müssen wir uns doch fragen, ob uns die ökologische Diskussion nicht von außen angetragen worden ist, ob wir es also, anders gesagt, an biblischer Inspira-

tion und an einer biblisch motivierten Weltverantwortung haben fehlen lassen.

Die Botschaft der Bibel hat Bedeutung und Folgen für die Lebensordnung des einzelnen wie der Gesellschaft. Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland und die Deutsche Bischofskonferenz haben 1979 eine gemeinsame Erklärung unter dem Titel ›Grundwerte und Gottes Gebot‹ veröffentlicht. Hier wird anhand der Zehn Gebote ein Grundgefüge von Werten und Normen entworfen auf ein gelingendes Leben hin. Da sind eine ganze Fülle von Konsequenzen genannt, die unmittelbar hineinreichen in die derzeitige und wahrhaftig nicht abgeschlossene Wertediskussion im öffentlichen Leben. Es wird gezeigt – so heißt es im Vorwort dieser Erklärung –, ›daß die in langer menschlicher Erfahrung bewährten Zehn Gebote sich in einem überraschend großen Ausmaß für eine konkrete Anwendung auf politische und gesellschaftliche Fragen der Gegenwart eignen‹. Hier öffnet sich ein weites Feld.

Zukunft und Hoffnung

Zwei Herausforderungen an die irritierende und inspirierende Kraft der biblischen Botschaft scheinen heute besonders dringlich: die Frage nach der Hoffnung und Zukunft sowie die nach dem Frieden.

Jörg Splett charakterisierte einmal den Menschen als das ›Wesen, dem sein Leben nichts mehr wert ist, wenn ihm nichts mehr wert ist als sein Leben‹. Analog dazu könnte man sagen: Wenn der Mensch nicht aus der Verheißung einer endgültigen, unvergänglichen Zukunft leben kann, wird ihm sein Heute und Morgen zunehmend belanglos. Die eschatologische Hoffnung der Christen entfremdet sie nicht dieser bestehenden und suchenden, ringenden Welt. Sie ist vielmehr erst der Horizont, vor dem die Bewältigung der geschichtlichen Aufgaben sinnvoll erscheint. Hier werden dann eine ganze Reihe von ›eschatologischen Tugenden‹, wie Rudolf Schnackenburg sagt, sehr bedeutsam, die man sich heute im Gespräch um gesellschaftliche Erneuerung und Wegfindung so sehr wünschen möchte: etwa Wachsamkeit und Bereitschaft (vgl. Mk 14, 38) für das Kommende, die keine apokalyptische Ungeduld oder fiebrige Unruhe zuläßt; dann standhaftes Ausharren, Geduld und Widerstand; schließlich die Nüchternheit und Besonnenheit als Absage an alle Trunkenheit, jeglichen Rausch und Verwirrung aller Art.



›Er ist unser Friede‹ (Eph 2, 14)

Eine zweite, allerdings mit der ersten zusammenhängende Herausforderung stellt der bedrohte Friede dar. Die Dringlichkeit des Problems steht außer Frage, und die inspirierende Kraft des Wortes Gottes als Stoßkraft in einer geradezu verworrenen Situation ist gefragt. Der Römerbrief bekennt: Wir haben ›Frieden mit Gott durch Jesus Christus‹ (Röm 5, 1). Dieser von Gott geschenkte Friede befähigt und drängt die Glaubenden darum, Friedenstifter zu werden. Die Bergpredigt zeigt den Weg der neuen, überfließenden Gerechtigkeit. In dem Wort ›Gerechtigkeit schafft Frieden‹ sagen wir Bischöfe: ›Es behalten, ungeachtet aller Rückschläge und Umwege, die Forderungen Jesu in der Bergpredigt für die Christen Verbindlichkeit, wie auch die mit ihnen verbundenen Verheißungen in Geltung bleiben. Zu ihrer Verwirklichung kommt es darauf an, daß ihr Geist in den Menschen seine Kraft entfalten kann, welche die vorhandene Wirklichkeit durchdringt und die Christen in ihrem Handeln leitet. Dann werden durch die geduldige Mitwirkung der Christen in der Nachfolge Jesu die Formen des menschlichen Zusammenlebens jetzt schon beginnen, sich zu wandeln – gleichsam als Vorschein der verheißenen Erfüllung, die Gott uns schenken will.‹

Friede ist wirklich nur möglich, wenn wir alles in diesem Geiste Jesu dransetzen und auch in der oftmals erschütternden Situation der sogenannten Sachzwänge nicht resignieren, sondern Schritte nach vorn setzen.«



Am 11. Mai 1983 kam es auf dem Petersplatz in Rom zu einer freundlichen Begegnung zwischen Papst Johannes Paul II. und Minister a. D. Dr. Adalbert Seifriz, dem Vorsitzenden des Kuratoriums der Akademie. Minister Seifriz hatte Gelegenheit, dem Papst die Ziele des »Treffpunkts Abtei Neresheim« zu erläutern, die der Papst sehr wohlwollend anerkannte.

Kunstaussstellungen

Im Tagungsgebäude Hohenheim war vom 14. April bis 19. Juni 1983 eine Gemeinschaftsausstellung des in der Schweiz lebenden Grafikers Eugen Götz-Gee und seines Schwiegervaters Harry Gee zu besichtigen. Götz-Gee zeigte mehrfarbige Linolschnitte, Druckgrafiken, Gouachen und Werke seiner Buchkunst, deren klare Disziplin und

gestalterischen Witz Elisabeth Plünnecke bei der Vernissage am 14. April würdigte.

Ganz anders geartet waren die Werke des 82jährigen Harry Gee, der erstmals in Deutschland ausstellte und sehr lebendige Aquarelle, hauptsächlich Themen aus seiner Wahl-Heimat Wales, zeigte, wobei die konkrete Anschaulichkeit und farbliche Gestaltungsfreude den Betrachter anziehen. Bei der Eröffnung sprach im Beisein seiner ganzen Familie Eugen Götz-Gee über sein Schaffen. Es musizierten Wiltrud Rensch, Elisabeth und Rudolf Odendahl und Franz Josef Klehr.

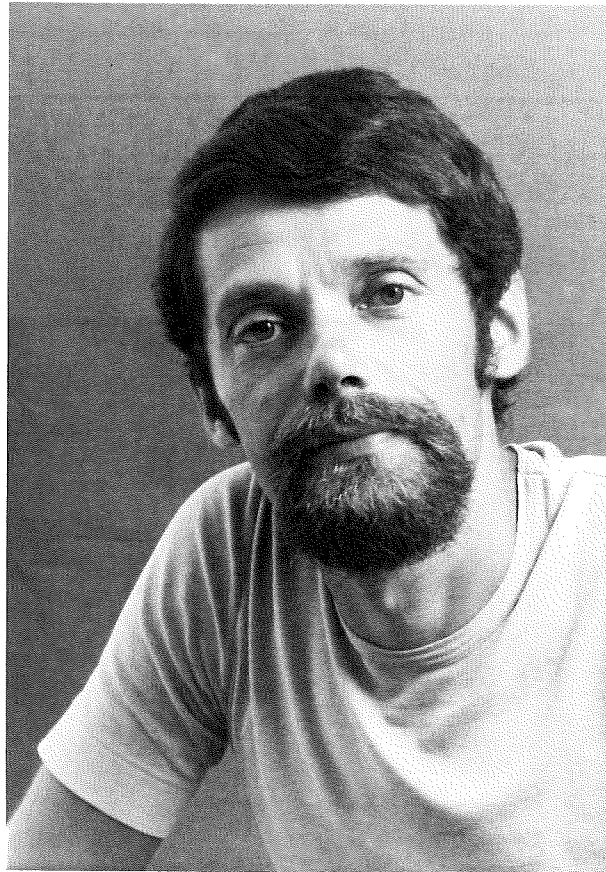


Gemeinsam geteilte Augenblicke

Ulrike Deuter, Kunsterzieherin, deutete die Batik-Werke von Jacques Krets, Franz Josef Klehr spielte die Flöte, 90 Gäste erfreuten sich an den Impressionen und Phantasien, die an den Wänden der Akademie hingen, als Elisabeth Plünnecke am 6. Oktober 1983 die Herbstausstellung in Hohenheim eröffnete.

Jacques Krets, geboren 1945 in Besançon, Frankreich, lebt seit 14 Jahren in Deutschland – heute in Steinenbronn –, erhielt seine Batik-Ausbildung bei Margarete Bach, lernte Zeichnen bei Hans Lämmle, stellte in Paris, Brest, Stuttgart und Böblingen aus und war bis 20. November 1983 im Tagungsgebäude in Hohenheim zu sehen. Krets braucht viel Freiraum für die eigene Kreativität, bindet sich nicht an die strenge, farbenfrohe ornamentale Vielfalt ostasiatischer Batikkunst und hält den Prozeß des Gestaltens für wichtiger als das dabei entstandene Bild. Diese bewußte Verfremdung verleiht Krets' Arbeiten eine sehr eigenwillige Wirkung: seine Bilder bestechen durch Klarheit und Offenheit.

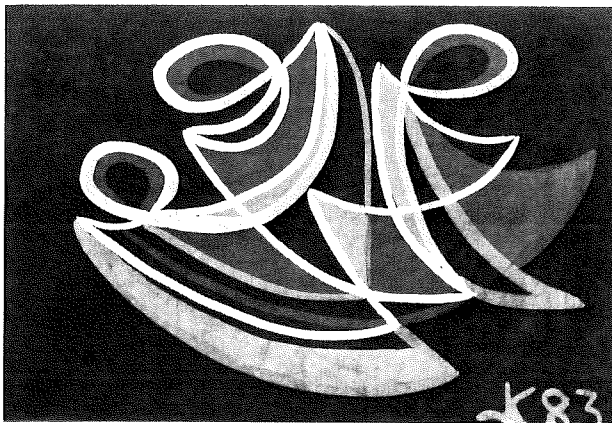
Jacques Krets schreibt über das Entstehen seiner Bilder: »Die Hand, die den Pinsel hält, hat bald vergessen, daß sie einen Pinsel hält, sie bewegt sich frei der augenblicklichen Gefühlsebene entsprechend. Nur die Schärfe der Augen nimmt zu, intuitiv abschätzend, nach dem Maßstab des Augenblicks. Beim Abkühlen erstarrt das Wachs, der entstandene Strich ist endgültig, unwiderruflich, ohne die Möglichkeit des Retouchierens wie in der Malerei. Jede Fär-



Jacques Krets

bung schafft eine neue Grundlage für die weitere Auseinandersetzung mit der Wachsreservierung, die sich auf diese Art unbegrenzt fortsetzen kann.

Es ist wie ein Kirchenfenster oder ein Mosaik, jedoch mit dem Unterschied, daß ich erst zum Schluß das Motiv selber erfahre. Ich bin sehr glücklich, wenn Anziehungskraft zwischen Zuschauer und Bild zustande kommt, weil ich dabei das Gefühl habe, daß wir diese vergangenen Augenblicke gemeinsam teilen.«





Nikolaus Stark

Einen »Abend der Freude« nannte Elisabeth Plünnecke jenen Freitagabend, an dem am 25. November 1983 in Hohenheim »Altes und Neues« von Nikolaus Stark gezeigt wurde. Freude, wie sie lange Wege, auch Umwege, mit sich bringen können, denn schon zu Zeiten des früheren Akademiedirektors Hans Starz war diese Ausstellung angesagt. Von jenem »Abend der Freude« bis zum 24. Februar 1984 erfüllte dann Nikolaus Stark, Pfarrer in Bollingen, Böttingen, Lehr und Mähringen (Dekanat Ulm) alle Stockwerke der Akademie mit der Farbenanmut von achtzig Bildern. Stark hat, immer in den Sommerferien, die Kirche vom Kostbaren Blut in Gäufelden-Nebringen, die Allerheiligenkirche in Lehr, die Heilig-Geist-Kapelle des Bundeswehr-Krankenhauses in Ulm und die St.-Josephs-Kapelle in Rißtissen ausgemalt, in Lehr auch Tabernakel, Altar, Ambo und Madonna geschaffen. In der Ausstellung der Akademie waren einige Entwürfe für die Kirchenfresken, vor allem aber Kasein-Bilder und Aquarelle aus 30 Jahren zu sehen: Landschaften, Blumen, Tiere, biblische Bilder.

Nikolaus Stark sagt, daß er Giotto für den Größten hält und außer ihm Cézanne und Renoir liebt und verehrt. Giottos Ruhe ist in den biblischen Bildern, Renoirs Duft und Süße in den Blumen, Aquarellen. Aber vor allem Cézanne könnte angesichts von Landschaften, Waldstücken des Nikolaus Stark, einen Freund, einen Bruder entdecken.

Aber dieser Nikolaus Stark ist kein Nachläufer und Epigone, nur ein aufmerksamer, fürsamer Seher. Eigenwillig – er kann sich das leisten, braucht sich keine fremden Augen auszuleihen, braucht nichts nachzumalen oder nachzureden. Unbestechlich sucht er, nimmt er staunend immer wieder Neues auf: Licht und Farben, Blumenfeuer, Tiergestalten, wie er es vor 50 Jahren als Bub in Geislingen am Ries beim stundenlangen Viehhüten gelernt hat. Er wagt es, er kann es, ohne Sentimentalität, eher trotzig gerührt, die Märchenschönheit der Welt, die verletzte Herrlichkeit der Schöpfung nachzubilden, hinzumalen, auch zu erzählen.

Zur Eröffnung der Ausstellung las er seine aufmerksame, weise Geschichte vom Fichtenkreuzschnabel vor, den er neun Monate pflegte. Während der Ausstellung in den dunklen Wintertagen glich das Haus der Akademie einem Sommergarten.

Nikolaus Stark

Akademisches und ...

Elisabet Plünnecke, stellvertretende Akademiedirektorin, ist im Frühjahr zur neuen katholischen Vorsitzenden der Stuttgarter Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit gewählt worden. In einer Resolution an Kultusminister Mayer-Vorfelder gab die Mitgliederversammlung ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, daß bei der Revision der Lehrpläne des Landes in den Fächern Geschichte und Gemeinschaftskunde wichtige Themen, die das Verhältnis der Deutschen zu den Juden betreffen, nicht genügend berücksichtigt werden. Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit appellierte an den Minister, alles zu veranlassen, daß diese Themen auch weiterhin in den Lehrplänen ihren Standort behalten.

Eine Frucht des guten Kontaktes zwischen der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der Akademie war die Weihnachtstagung in Hohenheim vom 27./28. Dezember 1983 »Wo ist dein Bruder?«, Nächstenliebe – Feindesliebe in der Bibel mit Dr. Meinrad Limbeck und Landesrabbiner Henry G. Brandt, Hannover.

Auf der ökumenischen Pfarrerstagung im Frühjahr in Hohenheim bekam ein Referent Schwierigkeiten mit seiner Stimme, fing an zu krächzen und griff zu einem Glas Wasser. »Eigentlich sollte man ja eine Stunde sprechen können, ohne daß man auf ein Glas Wasser angewiesen ist.« – Zuruf aus dem Saal: »Sie haben den Mund zu voll genommen.« Der ganze Saal lachte. Auch der Referent.

Krebs: »Man kann die inneren Energien nicht nach außen leben. Sie fressen einen innen auf.«

Professorin Dr. Ilona Ostner, Fulda, am 20. November 1983 in Hohenheim.

»Dann wurde der jugendliche Geburtstag klug begangen, mit einem Gratulanten für alle: dem Bischof.

Er sprach sehr wohlthuend ermutigend von der Notwendigkeit der Erwachsenenbildung, damit die Praxis nicht bewußtlos wird, die Pferde nicht mit Scheuklappen gehen. Keine Entmutigung durch Mühsal und kleine Zahlen! Es wird mit Recht in Erwachsenenbildung investiert. Doch die

weniger Akademisches

Erwachsenenbildung muß auch spüren, was in der Luft liegt, neue Strömungen, Bedürfnisse erkennen, nicht hinterdrein, verspätet, reflektieren, sondern wittern, was im Kommen ist, z. B. nach dem totalen Manipulationsverdacht der Verehrung von Vorbildern, von Heiligen. Gespür, Sensibilität muß im Gespräch unter Erwachsenenbildnern gefördert werden. Damit sie nicht nur hinterdrein korrigieren, sondern provozieren. Erwachsenenbildung hat auch nicht Wissenschaft im Westentaschenformat zu liefern, sondern die hohe Kunst der Popularisierung zu üben, von der Wissenschaft zum Leben zu vermitteln. So von Heil zu sprechen, daß der Theologe einverstanden sein kann, Ingenieur, Hausfrau, Rentner es versteht. Die Kunst der Übersetzung. Das Wort, das nicht nur das Hirn, sondern auch das Herz erreicht, auch mit Freude, mit Humor, wie es Philipp Neri, Don Bosco genial vermochten.«

Aus einem Bericht in den Informationen – Mai 1983, S. 9 – über die Mitgliederversammlung des Katholischen Bildungswerkes, das am 15. April 1983 in Hohenheim sein zehnjähriges Bestehen feierte.

Ehe in der Mitte des Lebens: »Beide Partner werden mehr Er selbst und Sie selbst.«

Professor Olbrich, Gießen, auf der Tagung »Emanzipation des Mannes« am 20. November 1983 in Hohenheim.

»Ich würde gerne einen passenden Spruch über unsere Eingangstür setzen«, meinte ein Akademiedirektor, »würde ich nur welchen!«

Ein Spaßvogel, der schon viele Tagungen mitgemacht hat, weiß Rat: »Wie wäre es, Sie schrieben: »Wir bringen unser Leben zu – wie ein Gespräch!«« (In Psalm 90,9 heißt es: »wie ein Geschwätz.«)

